

Illustrirte Frauen-Zeitung

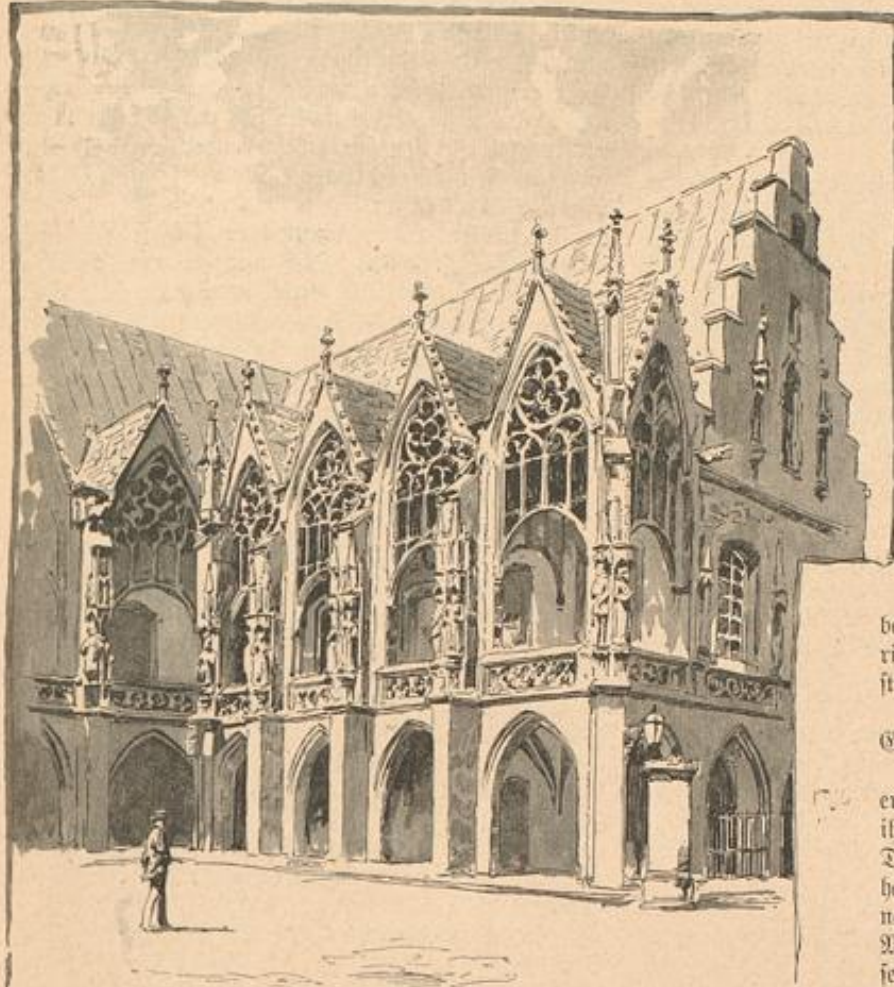
Hest 11.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen. Bei Voransbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 16. Juli 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Voransbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XX. Jahrg.



Süßler-Kammich

Braunschweig. Das Rathhaus. Von D. Günther-Raumburg. — Siehe Seite 111.

Nachdruck verboten.

Versorgung.

Roman von S. von Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.)

Es war ein schöner Vorfrühlingstag, jede Straße voll gepudter Menschen. Ella selbst sah gut und frisch aus in ihrem neuen Jacket mit der hellen Bluse darunter; aber in ihrer Miene lag etwas Ernstes, fast Finsteres. Ihre Züge waren ohnehin energischer als die Zella's, das Gesicht zeigte einen festen, starken Zug neben der süßen Schönheit der älteren Schwester.

Sie ging sehr langsam die Linden entlang und sah wiederholt, fast ungeduldig, auf ihr silbernes Uehreden, — es war wenige Minuten nach zwölf Uhr. Jetzt kam sie gerade recht; sie schritt auf den Pariser Platz zu. An dem Springbrunnen rechts stockte sie, — er mußte jeden Augenblick kommen. Sie schämte sich, ihre frisch gezeichneten Wangen dunkler. Ihm so gerade in den Weg zu laufen! Nie vorher hatte sie das gethan.

Obgleich weniger verwöhnt als Zella, war sie doch

viel stolzer. Stellte sie sich nicht bloß, ihm so entgegen zu gehen? Schon bog sie in die Wilhelmstraße ab, besann sich aber wieder. Kann man sich nicht einmal zufällig begegnen? Nun, das erste Mal war's doch nicht eigentlich; nur daß es früher wirklich aus Zufall geschah. Erst seit die Eisbahn zu Ende, hatten sie einander nicht mehr getroffen. Und warum sollte sie nicht Etwas zum Sonntagstisch holen? Vielleicht auch ging er vorüber, während sie den breiten Straßendamm passirte. Und nun schritt sie tapfer weiter. Eben, als sie wieder

beim Springbrunnen anlangte, rief eine laute, heitere Männerstimme:

„Guten Morgen, Fräulein Guttenberg!“

Sie fühlte, wie sie von Neuem erröthete, — da stand er schon vor ihr! Um zwölf Uhr war seine Dienststunde im Moabit'schen Krankenhaus beendet. Jetzt begab er sich nach seiner Wohnung in der Mohrenstraße; er speiste dort bei seiner Mutter. Ella wußte das genau. Sie sah deutlich das spöttische Lächeln eines alten Herrn, der ihr Zögern beim Springbrunnen bemerkt hatte. Schrecklich! Man sah es ihr an! — Aber Bruno von der Waidt schaute so hocherfreut und überrascht drein, er ahnte gewiß Nichts. Nicht die Spur von Ironie zeigte sich in seinen hübschen blauen Augen. Er war ein schlanker, brünetter junger Mann mit zierlichem Schnurbart. Sein offenes, ehrliches Gesicht erschien für das eines fertigen Arztes beinahe zu jung, zu zart — die ganze äußere Figur flott und elegant zugleich. Nun wenn man erst seit fünf Monaten „Doctor der gesammten Heilkunde“ ist, mag ein bißchen Eitelkeit ja wohl verzeihlich sein.

Sie hatten im Winter fleißig mit einander getanzt, waren gemeinsam Schlittschuh gelaufen, hatten aber noch nie Anderes gesprochen, als was sonst bei solchen Anlässen üblich ist.

Daß er sich besonders mit Ella beschäftigen konnte, geschah, weil Zella ganz durch ihren „Baron“ in Anspruch genommen wurde.

Die Regierungsrätin hatte ja für derlei ein sehr scharfes Auge; warum wollte der junge Arzt keinerlei Miene machen, in's Haus zu kommen? Augenblicklich konnte er auch wohl noch nicht heirathen. „Der muß auf Geld sehen,“ entschied sich die Rätin. Er hatte ja eben erst promovirt und mit vielem Glück einen Platz als zweiter Assistent-Arzt im Krankenhaus erhalten. Darauf kann man natürlich nicht heirathen, da lernt man noch! Wo er sich niederlassen wollte, wußte er auch noch nicht. Vorerst mußte er sich eine Specialität wählen. „Das wäre also vor der Hand Nichts,“ meinte die Mama. — Sein hübsches Gesicht strahlte vor Vergnügen, und auch Ella glühte. Und der alte Herr, der die Beiden beobachtete, blickte ihnen schmunzelnd nach.

Vor Allem mußten sie ihre Erklärungen los sein.

Sie ging zu dem Conditore in der Potsdamerstraße, er nach Hause. Aber er durfte sie doch ein Stückchen begleiten? Ja! Sie sahen sich dabei so seelenvergnügt in die Augen . . .

Nun waren sie am Brandenburger Thor. Er übernahm die Führung. Natürlich würden sie doch lieber durch den Thiergarten gehen, als die Straße entlang, den hübschen, lauschigen Steig an der Löwengruppe vorbei?

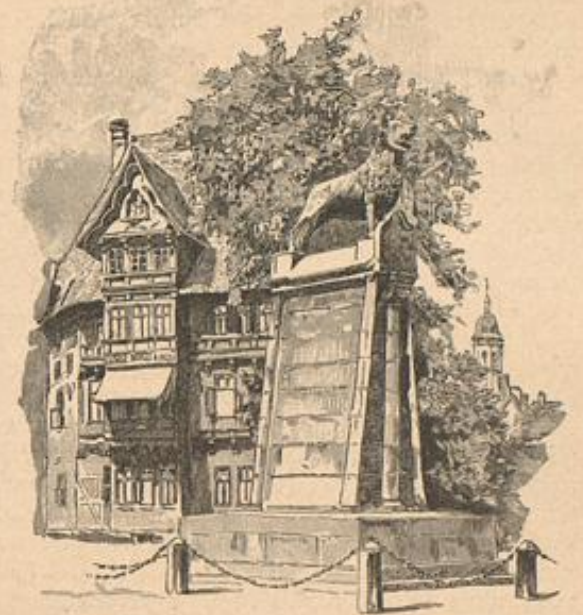
In ihr sträubte sich die Wohlerzogenheit. Solche Günstbezeugung bedeutete eigentlich einen entscheidenden Schritt. Nun hat er nochmals, so bescheiden und warm zugleich, und jetzt meinte sie:

„Es ist ja wohl auch näher, als durch die Königgräberstraße.“

Plötzlich war eine gewisse Entschiedenheit über sie gekommen. Wodurch es denn sein! Hatte sie nicht längst gewünscht, eigene Wege zu gehen? Doch das war nicht einmal ein eigener; denn dieser gepflasterte, zum Brangelbrunnen führende Steig erwies sich genau so belebt wie alle Straßen. Besonders an diesem Sonntage Mittag wimmelte er von Menschen.

Sie sagte auch gar Nichts, als Waidt vom Wege ablenkte; sie kreuzten die Sieges-Allee und befanden sich plötzlich auf einem Reitwege, der völlig verlassen schien. Ella that noch immer, als werde sie seine Absicht nicht gewahr. Sie hatte sich entschlossen, das kleine Abenteuer zu wagen. Zudem wußte sie als Berliner Kind ja genau, wo der Hauptweg schnell wieder zu erreichen sei. — So gelangten sie in einem Bogen in die Nähe des Lützen-Denkmal's.

Der Thiergarten stand im allerersten Frühlingschmuck. Während das Strauchwerk schon überall kleine Blätter schmückte, ragten die Baumzweige noch fast kahl in den sonnigen Tag hinein; aber überall trieb es



Braunschweig. Der Löwe Heinrichs des Löwen. Von D. Günther-Raumburg. — Siehe Seite 111.

und keimte und sproßte, und die ersten Vogelstimmen zwitscherten durch den jungfräulichen Park.

Ella ließ sich immer weiter verlocken.

„Mama wird sehr böse sein, wenn ich mich verspäte,“ jagte sie endlich.

„Wollen Sie das einmal riskiren, Fräulein Ella?“

„Ja, — weil es heute so besonders schön ist!“

„Und weil Sie mir eine ungeheure Freude

damit machen! Ach, Fräulein Ella, — mir ist so unbeschreiblich wohl in Ihrer Gesellschaft, — ich kann gar nicht sagen, wie.“

„Ich weiß aber nicht, warum, Herr Doctor,“ versetzte sie lächelnd, „Mama meint, ich hätte nicht die rechte Unterhaltungsgabe. Und hübsch bin ich auch nicht.“

„Das ist nun doch Geschmacksache,“ unterbrach er sie, und mit sichtlichem Vergnügen hing sein Blick an ihr. Sie sah, im Gegensatz zu so vielen Berliner Mädchen, frisch und kräftig aus, ihre Bewegungen waren frei und natürlich. „Wie gesagt — Geschmacksache,“ wiederholte er, „aber Sie sind, und das steht außer Zweifel, ein kluges Mädchen, Fräulein Ella. . . Ich wäre im Stande, Sie in einer wichtigen Sache um Rath zu fragen.“

„So fragen Sie!“

Er begann sich ein Weilschen, dann meinte er, doch wieder zögernd:

„Zum Beispiel, — wo man den heutigen Nachmittag zubringen könnte? Ich bin einmal ganz frei, — Mama ist in einer Kaffee-Gesellschaft. . . Ob man heute schon eine Land-Partie wagen darf?“

Das Gesicht des jungen Mädchens verdüsterte sich. Er scherzte, und sie hatte Ernst erwartet. Er wollte offenbar Nichts weiter, als sich vergewissern, wo ihre Eltern etwa heute zu treffen wären. Sie antwortete kühl und gleichgültig:

„Wir machen höchstens einen kleinen Spaziergang in den Thiergarten; wir haben Besuch, wenn auch nicht Logir-Besuch.“

Enttäuscht lenkte sie ab, auf einen kleinen Seitenweg, der zum Luisen-Denkmal führen mußte.

„Sie sind doch nicht böse? — Aber, Fräulein Ella, ich möchte mich gern amüsiren, ist das denn Unrecht? Bedenken Sie doch: Ich habe einen sehr ernsten Beruf! Ich nehme ihn auch ernst, ich bin stolz darauf!“

„Sind Sie aus Ueberzeugung Arzt geworden?“

„Das bin ich,“ sagte er, während seine hübschen Augen freudig ausblitzten. „Mama hatte mich anfangs zum Officier bestimmt, dann sollte ich Jura studiren; aber ich wollte nicht!“

„Sie wollten eine ideale Befriedigung?“

Sie sagte es ironisch, aus Furcht, ausgelacht zu werden. Er dagegen nahm ihre Worte ernst:

„So ist es! Ich darf das nur Niemand sagen, nicht einmal der Mama. „Dummes Zeug!“ hat sie immer erwidert. Sie ärgert sich über mein kleines Einkommen, und darüber, daß sich keine Anwartschaft auf feste Anstellung bietet. Aber ich wollte gern Arzt werden, und so bin ich es geworden.“

„Wie glücklich Sie sind,“ versetzte sie mit einem Seufzer; „das durchzufühlen muß ein schönes Gefühl sein!“

Und sie begann ihn ein wenig kindisch auszufragen, ob die Anatomie ihn sehr erschreckt habe, ob ihm das viele Lernen Mühe gemacht, ob ihn der Anblick der Kranken nicht niederdrücke?“

Er erzählte gern und breit. Ja, es wäre ein anstrengendes Studium, aber er hätte es rasch und mit erfreulichem Erfolge erledigt. Es gäbe wenige so junge doctores medicinae, wie ihn. Er hoffe, es zu Etwas zu bringen. Wenn er in seiner jetzigen Stellung ein Jahr gewirkt, werde er sich einer Specialität widmen, wahrscheinlich den Nervenkrankheiten. „Meine Mama — Sie kennen sie nur flüchtig — ist eine sehr gute Mutter, nur ein bißchen einseitig in ihren Lebensanschauungen.“

Der junge Mann trat nur zögernd aus sich heraus; er war gewöhnt, alles Gefühlsleben in sich zu verschließen. Aber nun gab er sich gleichsam einen Ruck und sprach doch:

„Wir blieben ohne Vermögen zurück, als mein Papa früh starb. Was wir noch besaßen, waren guter Name und gute Beziehungen. Zwei meiner Onkel stehen im Generals-Ränge, ein Vetter von Mama ist Minister a. D. Natürlich sollten wir zwei Söhne Officiere werden; mein Bruder Edgar fügte sich auch ohne Weiteres, ich aber wollte nicht, ich hatte einen Graus vor der Sache. Auch in die Beamten-Laufbahn mochte ich nicht hinein, ich wollte eben Arzt werden. Mama kann mir's, wie gesagt, noch jetzt nicht verzeihen. Täglich muß ich sie jammern hören über den Herrn Doctor, dem die Patienten fehlen. — „Jetzt könntest Du schon Premier sein,“ meint sie dann. — Mein Bruder bekommt notabene eine Zulage von dem einen Onkel; ich natürlich nicht.“ — Er lachte jetzt, aber Ella sagte ernst:

„Sie sind dann auf Ihre Mama angewiesen?“

„Vorläufig, ja; ich wohne bei ihr. Sonst — wie sollte ich auskommen? Ich muß trachten, irgend Etwas zu erreichen! Wenn doch nur irgendwo eine Epidemie ausbräche!“

„O das ist abscheulich von Ihnen! Ich habe mich immer geärgert über die Officiere, die einen Feldzug wünschen.“

„Nun, — ich trüge doch nicht Schuld an der Epidemie. . . Oder ich geh' mal nach Batavia, wo das

Sumpfsieber herrscht. Vielleicht, wenn irgend ein Krieg käme, — es muß ja nicht bei uns sein! Oder ich möchte Etwas entdecken, einen neuen Bacillus, ein neues Heilverfahren. . .“

„Genug, Sie möchten ein Wohltäter der Menschheit werden,“ ergänzte sie. „Ach, könnte ich Ihnen doch dabei helfen! Ich möchte auch einmal etwas Anderes thun, als mich puhen!“

Ja, sie verstand, wie er's meinte! Die anderen Herren waren nicht so, am wenigsten Koscher mit seiner Kenntniß der Hamburger Austerkeller. Sie wußte nun, warum Waitt ihr Herz gewonnen.

„Gott, wie sehr ich Sie langweilen muß,“ rief er aus, „ich bin ein Narr! Einer so reizenden jungen Dame erzählt man nicht von seinen Fachgeschichten!“

„Doch, doch,“ entgegnete sie eifrig, „ich wollte gerade das hören, wollte wissen, wie Einem zu Muthe ist, der sich so einen Beruf selbst wählt. Ich habe auch immer geträumt, Etwas zu werden. Als ich zum erstenmale im Theater war, stand es bei mir fest, Schauspieler zu werden. Dann wieder, als ich in der Selecta Geschichte lernte, schwebte mir — staunen Sie! — eine moderne Jeanne d'Arc vor. . .“

Sie lachte jetzt laut und ausgelassen, ganz wie Stella.

„Sie kennen doch ein naheliegendes Beispiel, Fräulein Ella, — Ihr Herr Vater — hat er sich nicht seinen Beruf erwählt?“

„Der hat als Sohn eines Beamten die Tochter eines höher gestellten Collegen geheirathet und avancirte infolge dessen auch schneller. — Das ist kein Beispiel für freie Selbstbestimmung. Und einen Bruder besitze ich nicht, sodaß mir jede andere Vorstellung, als die einer Art von Zwangslage, fehlt. — Aber gerade davon wollen wir nicht sprechen,“ brach sie schnell ab, da sie merkte, daß er nach ihrer Hand faßte. Im Plaudern und Zuhören hatte sie unwillkürlich einen Handschuh abgestreift und er fand jetzt, daß sie schöne, anatomisch vollkommene Hände besitze.

„Ich weiß nicht, wir Männer haben doch meist garstige Hände. Es ist etwas Wahres an dem Worte vom „schönen“ Geschlecht.“

Ein Weilschen flirten sie so und neckten sich, allen Ernst bei Seite lassend, bis sie endlich erklärte, nun durchaus zum Conditore zu wollen. Noch einmal suchte er, ihre Fingerringe zu erschauen, aber sie entzog sie ihm.

„Nein, nein, — nur keine anatomischen Studien,“ wehrte sie, „seien Sie froh, daß Sie jetzt die häßliche Anatomie vergessen dürfen!“

Da küßte er doch ihre Hand, und sie ließ es geschehen. Es gefiel ihr, sich so umschmeichelt zu sehen, wie es sonst nur Jella geschah.

„Sonderbar,“ sagte er mit komischem Ernst, „es ist eine Hand, wie die andere, und dennoch — man's möchte man nicht loslassen! Ach, Fräulein Ella, übrigens, ich kann es Ihnen beweisen: Ihre Hand ist wirklich ungewöhnlich hübsch!“

„Bewahre, Herr Doctor!“

„Das muß ich — entschuldigen Sie — besser wissen.“

Und nun begannen sie anscheinend sehr ernst über die Aesthetik der Hände zu disputiren.

„Ich habe sie wenig gepflegt, meine Schwester Jella hat viel schönere Hände. Sollten Sie das nicht schon bemerkt haben?“

„O, — Ihr Fräulein Schwester ist überhaupt sehr schön. Trotzdem, — Sie gefielen mir immer besser! Ich sollte das vielleicht in eine andere Form kleiden, aber Sie nehmen es mir doch nicht übel?“

„Nein,“ sagte sie, wieder fast übermüthig lachend. Das ließ ihren Mund zu groß erscheinen, ihre starke Natur brach da eben hervor. Es sah aus, als lache sie ihn aus. Aber er verstand sie doch besser und schaute sehr vergnügt drein.

„Ob ich Ihnen wohl auch ein wenig gefalle?“ fragte er naiv.

„Würde ich sonst mit Ihnen spazieren gehen?“

„Das ist wahr, ich bin auch wirklich glücklich darüber.“

„Warum nicht gar — glücklich! Redensarten!“ gab sie zurück.

Er raspelte Süßholz, wie Ella zu sich sagte, und sie trumpfte ihn ab, — worüber wieder er sich sehr amüsirte. Dabei glühten sie Beide. Sie waren wie zwei spielende Kinder, Nichts weiter.

Nun setzte sie sich einen Augenblick, um den Handschuh wieder anzuziehen. Der Doctor nahm an ihrer Seite Platz und that, als ob er ihr helfen wolle, eines der widerippenstigen Knöpfchen zu schließen.

Ueber ihnen junges Frühlingsgrün und heller Sonnenschein, und um sie her jenes geheimnißvolle Surren und Summen, das aus der Ferne drang. Mitten hinein in dies leise, stetige Werden dröhnte, wenn auch gedämpft, der Lärm des Tages. — Und weiter gingen sie.

Einmal blieb sie an einem stacheligen Strauche hängen und machte sich einen Riß in ihr Kleid.

„Ach, mein neues Kleid!“ rief sie ein wenig erschrocken. Da glitt sein Blick gedankenvoll über die hübsche Toilette, und er sagte:

„Das mag wohl ein schweres Geld kosten, das Kleid.“

„Es sieht theurer aus,“ versetzte sie arglos.

„Jedenfalls kleidet es Sie ausgezeichnet! Ach, — Ihnen steht überhaupt Alles! Wahrhaftig, Sie sind ein reizendes Wesen!“

Das war nicht gerade geistreich, aber es drang wie Musik in ihr junges, liebebedürftiges Herz. Sie wehrte sich nicht, als er sie an sich zog, — in einem flüchtigen, doch heißen Kusse fanden sich ihre Lippen.

Das junge Mädchen, selig und vertrauend, glaubte nichts Anderes, als an die Befestigung eines großen, herrlichen Lebensschicksals. Was nun kommen mußte, war selbstverständlich, fraglos.

Sie wußte genau, daß er nicht gleich heirathen könne, aber ihre Lebenswege waren dann ja für immer vereinigt.

„O, wenn ich nicht so arm wäre, — so arm!“ klagte er jetzt. Schon wollte sie ihn zärtlich widerlegen, ihm versichern, daß sie sich reich dünken würde mit ihm, da fiel ihr seine Befangenheit auf.

Noch hielt er ihre Hand, allein er versuchte keine weitere Zärtlichkeit.

Fast schien er erschreckt über sich selbst. Ella schritt plötzlich rascher. Ihr war es wie ein Blich der Erkenntniß durch die Seele gegangen. Ja, sie erinnerte sich an eine Reihe von Einzelheiten. Er ‚vertrug‘ keinen Wein; er drückte sich gern um das Souper herum. Trotz seiner Eleganz rochen seine Schlipse und Handschuhe bisweilen nach Benzin; er hatte keine Zeit, in's Theater zu gehen, — er hüllte eine offenbare, materielle Abhängigkeit von der Mutter in das Gewand kindlicher Pietät!

„Tout comme chez nous,“ dachte Ella. Dieselben Repräsentations-Sorgen und Nöthe, wie zu Hause! Und wie sie und ihre Schwestern darauf dressirt wurden, sich durch eine Heirath zu versorgen, so zwangen jene den jungen Mann zu einer Geldheirath. Freilich, ihr Herz sagte ihr, daß er nicht gehorchen würde, — er war ihr gut! Ach, es war überall dieselbe Sache!

Nun sagte sie in ganz verändertem Tone:

„Ihr Bruder verheirathet sich nächstens, — macht Hochzeit?“

Wie kommen Sie darauf?“ versetzte er beklommen. Aber das Wort Hochzeit hatte Beide vollends ernüchtert. Ella fuhr unbeirrt fort:

„Er heirathet reich — die älteste Calvers — nicht wahr?“

„Ja,“ entgegnete Bruno; „er mußte, — er hatte keine Wahl. Das Mädchen gefällt ihm übrigens. . .“

Noch einen Augenblick zögerte Ella. Würde Bruno nicht Etwas sagen, daß seine Absichten, seine Lebenspläne sich von denen seines Bruders unterschieden?

Aber er schwieg.

Wildes Weh preßte ihr Herz zusammen.

„Und auch Sie werden so wählen — müssen!“ stieß sie stolz hervor.

„Fräulein Ella, — hören Sie mich. . .“

Sie lief jetzt beinahe, als wollte sie ihm enttrinnen. Er versuchte, sie aufzuhalten, wollte weiter sprechen, aber sie wehrte ihn ab.

„Ich muß jetzt eilends nach Hause, — nein, bitte, begleiten Sie mich nicht, — ich benutze die Pferdebahn. Leben Sie wohl, Herr Doctor. . .“

„Ich begleite Sie bis zum Wagen, Fräulein Ella!“

Ella hatte auch den Vorwand mit dem Conditore ganz vergessen. Sie schlug den kürzesten Weg bis zur nächsten Haltestelle, zum Potsdamer Thor, ein. Und bis dahin lachte und scherzte sie, als sei Nichts geschehen, — sie war schon ganz Weltbame, — er sollte ihr Nichts anmerken.

Aber er merkte doch Etwas. Auch ihm war nicht leicht zu Muthe.

Bei Josty verabschiedeten sie sich.

„Leben Sie wohl, Herr Doctor!“ sagte sie noch einmal feierlich.

„Aber Fräulein Ella. . .“ mehr konnte er nicht antworten. Der Wagen war schon da. Solch ein Wagen ist ein gutes Mittel, wenn man rasch abbrechen will; er hält kaum eine halbe Minute.

Ella sprang mit der Gewandtheit einer echten Berliner auf, und — fort war sie.

Wie die Straßen, so war auch der Wagen voll von sonntäglich gepuhten Menschen. Ella athmete schwer. Ach, nur nicht weinen unter all' den Fremden! Sie hatte eine zu gute Erziehung genossen. Der Gedanke, aufzufallen, schien ihr furchtbar. Und doch fühlte sie sich so elend, plötzlich um Jahre gealtert. Sie zählte ja erst achtzehn Jahre, und eine verhältnißmäßig glückliche Kindheit lag hinter ihr. Papa bekleidete immer

eine gute Stellung; die Entbehrungen im Hause trafen die Kinder nicht. Man pflanzte, beschenkte sie, führte sie in Gesellschaften, und brachte sie auf's Land. Ella empfand nicht einmal Neid auf die schönere Schwester. Sie hatte immer gut und leicht gelernt, war nicht nur der Liebling Papas, sondern auch der Lehrer gewesen. Sie wußte Nichts von Noth und Sorge, von Kämpfen und Conflicten.

Vor ihrem ersten Balle hielt ihr Mama eine feierliche Rede — über ‚Versorgung‘. „Diese Bälle kosten schwere Opfer, sie sind aber auch nicht zu Eurem Vergnügen, — gar nicht! Sie repräsentiren vielmehr eine gesellschaftliche Nothwendigkeit. Du mußt vernünftig sein, mein Kind, — mußt nur an Deine Versorgung denken,“ u. s. w.

Das war die erste Mahnung gewesen an den Ernst des Lebens. Aber Ella hörte damals wenig davon. Sie dachte nicht an Freier, — nur an Tänzer. Lachend fiel sie der Mama um den Hals.

„Ach, Mamachen, mache Dir doch nicht so viel Sorge mit unserer Versorgung. Sage mir lieber, ob ich neben Zella denn doch ein bißchen hübsch aussehe!“

Mama bejahte es ernsthaft.

Und Ella hatte sich auch ‚großartig‘ amüßirt in dieser ersten Saison, — trotzdem Zella viel schöner war, als sie. Im zweiten Winter, dem eben zu Ende gegangenen, hatte sie Doctor von der Waidt kennen gelernt, der sich ausschließlich mit ihr beschäftigte. Sie amüßirte sich, — ja sie freute sich, daß sie ihm gefiel. Nicht einen Augenblick dachte sie daran, daß sie kein Vermögen besäße. Wenn sie sich überhaupt mit der Zukunft beschäftigte, so geschah es immer nur ganz unbestimmt. Er wird Karriere machen, wird einmal viel Geld verdienen, — wird heirathen. Und eine innere, triumphirende Stimme sagte ihr dann: „Wenn er heirathet, — dann Dich!“ Gesprochen war Nichts worden, gar Nichts.

Mama meinte: „Ach Gott, der Doctor Waidt, der kann ja nicht heirathen!“

Aber wenn man noch jung ist, kann man ja warten, — gewiß!

Bis heute war das so gewesen. Bis heute hatten sie sich Beide gefreut, wenn sie einander sahen.

Doch nun war die große Enttäuschung gekommen.

Mit starrem Blick sah Ella an sich herunter. Freilich, sie trug eine goldene Uhrkette, eine Toilette, chic und modern, das Neueste der Saison, — darauf hielt Mama. Schirm, Handschuhe, Alles ganz Dame, ladylike bis auf die tadellosen Stiefelchen. Aber ach, sie wußte es jetzt genau: sie war arm! Und sie rannte gegen die Stäbe eines vergitterten Fensters; ihr Blick reichte darüber hinaus, — nicht aber ihr Können. Sie war arm, ohne Vermögen, ohne Mitgift! Der Mann, den sie liebte und der sie wiederliebte, mied sie, weil sie Nichts zu erwarten hätte. Ach, gewiß, er war ihr gut. Sie fühlte es, — sie wußte es genau, und wenn nur Geld da wäre, — vom Fled weg hätte er sie geheirathet. Aber so fehlte ihm der Muth dazu . . .

Sie war empört, zu Tode verwundet. Sie begriff ihn nicht, denn er mußte ja bemerkt haben, daß sie ihm ihr Herz entgegenbrachte, und er — er verschmähte es! Er wollte Geld, nur Geld! Ach, wie oft enthielten die Romane ähnliche Conflict. Aber das war doch immer anders gewesen. Da wurde eines der Liebenden zu einer Geldheirath gedrängt: man opferte sich! Dagegen Waidt verschmähte freiwillig ihre Liebe, nur aus vernünftiger Erwägung. Gewiß, sie konnten jetzt nicht heirathen, aber wie gern wollte sie warten!

Eine unendliche Trostlosigkeit erfüllte ihre junge Seele. Deutlich stellte sie sich vor, daß sie der Entsagung fähig gewesen wäre, wenn er etwa eine arme Mutter, unverborgte Geschwister gehabt hätte. Aber seine Mama genoß eine ausreichende Pension, und sein Bruder war, wie Herr Koscher, ein gemachter Mann. Ja, nur aus vernünftiger Erwägung gab er sie auf! Wo zu? Warum braucht man eigentlich so viel Geld, nur um zu leben? Das bißchen Essen? Das zählte für sie gar nicht. Wenn keine Gäste da waren, gab's bei ihnen zu Hause immer das gleiche billige Essen; einzig für Papa wurde manchmal etwas Besonderes bereitet.

Mußte er, Waidt, sich so elegant kleiden? Konnte man nicht auf das Land ziehen? Landärzte finden immer Praxis, bei einem gewiß billigen Leben. Aber er wollte Geld, — Alles berechnete ihn dazu. O, wie entsetzlich! Und was sollte sie nun beginnen, nachdem ihr Liebestraum zerstört? — Auf was sollte sie weiter warten? Sie war keine Schönheit, — hatte keine Aussichten, — sie war überzählig, nur eine Sorge für die Eltern, die sie nur gern und bald los werden möchten. Gewiß, alle Beide, Papa wie Mama, waren gut in ihrer Art, aber natürlich wollten sie ein sorgenfreies Alter, dem Nicht-Versorgung der Tochter im Wege stand. Zella würde sich doch wohl

für Koscher entscheiden. Dann blieben immer noch sie und Stella. Welche Last!

Während der Fahrt durch die menschenwimmelnden Straßen sagte sich das junge Mädchen dies Alles mit unbarmherziger Deutlichkeit. Sie beachtete nicht, daß zwei Oigert sie mit ihrer Aufmerksamkeit beehrten. Tiefer Ernst lag auf ihrer Stirn.

Sie erinnerte sich jetzt, daß sie sich unter dem Vorwande, Kuchen zu besorgen, entfernt hatte, und sie kaufte Etwas. Mit Neid blickte sie auf die Verkäuferin, die sich wenigstens ihr Brot verdiente.

Und nun eilte sie nach Hause.

Beide Schwestern empfingen sie schon im Corridor. „Denke Dir Ella, eine große Neuigkeit! Komm' nur rasch!“

„Nun, Gott sei Dank!“ sagte sie sich, „Zella hat sich verlobt!“

Schnell legte sie Hut und Jacket ab und trat in den Salon, wo sie die Eltern sprechen hörte. Aber Koscher war nicht da . . .

Die Eltern sahen da mit feierlicher Miene. Und nun erhob sich Mama, Thränen im Auge, und öffnete ihre Arme: „Ella, Kind, — Koscher hat um Dich angehalten.“

Das arme Mädchen brach in Schluchzen aus. Das war zu viel! Doch auch jetzt überfah sie mit einem Blicke die ganze Situation. Ihr Auge war geschärft seit den letzten Stunden.

Die Eltern hielten die Sache bereits für abgemacht; sie fühlten sich glücklich, die Tochter versorgt zu wissen.

„Mama, liebe Mama,“ stammelte das junge Mädchen, „bitte, laß mir doch ein wenig Zeit . . . Laß mich doch bedenken, — es kommt so plötzlich . . .“

Mama tauschte einen Blick des Einverständnisses mit Papa. Ja, die jungen Mädchen fordern immer Bedenkzeit. Auch sie hatte wohl einst dasselbe gethan, nur so pro forma, denn sie war ein armes Mädchen und selig gewesen über den Freier.

Und mit überlegenem Lächeln sagte sie in einem fast weichen Tone:

„Bedenkzeit, mein Kind? Ei, gewiß! Koscher ist selbst der Meinung; er wollte sich heute nicht vor Dir blicken lassen. Erst morgen Mittag wird er um Deine Antwort bitten. Denn seine Abreise ist nun um einen Tag verschoben. Morgen Abend soll dann ganz en famille die Verlobung stattfinden.“

Sie strahlte vor Wonne über die Verlobung. Es war Alles glatt!

Ella ward es jeltfam kalt. Ihr Schicksal dünkte ihr entschieden zu sein. Man hatte über sie verfügt. Daß man sie noch fragte, war nur eine Formalität. Und sie bewegte die Lippen, als wollte sie sagen: „Ich liebe einen Andern!“ Aber das Wort erstarb. Der Andere wollte ja Nichts von ihr wissen. So brachte sie nur mühsam hervor:

„Ich — werde mich umkleiden, Mama.“

„Ja wohl, mein liebes Kind.“

In so süßer Art hatte Mama lange nicht mit ihr gesprochen. Das war der Ton für Zella, für die Hoffnung des Hauses.

„Die arme Mama liebt uns Alle,“ dachte Ella, „nur die Versorgungsfrage verbittert sie, deshalb auch wurde Zella bisher am meisten gehätschelt.“

Während nun der Tisch gedeckt wurde, und Stella in der Küche half, zog Ella ihr elegantes Kostüm aus. Zella war da und band die Hauschürze vor. Jetzt suchte sie Nadeln, offenbar etwas verwirrt.

„Wie froh bin ich, daß es so gekommen ist,“ sagte sie, „schau, ich hätte mich doch nicht entschließen können. Und dann diese Vorwürfe, dieser Jammer . . .“

Aber sie schien doch ein wenig enttäuscht, daß ihr die Gelegenheit entgangen, einen Korb zu erteilen.

„Und wer sagt Dir, daß ich mich entschließen kann?“

Zella sah sie mit großem Erstaunen an.

„Ella — Du?“

Nehr sagte sie nicht. Es lag darin die weitere Frage: „Du? Was willst Du denn weiter?“

Ella blieb ganz starr dastehen. Gewiß, was wollte sie weiter? — Als Stella zu Tische rief, hatte sie sich noch immer nicht umgezogen. Sonst hätte sie Schelte bekommen, heute benahm sich Mama so nachsichtig . . . Mit unglaublich zärtlicher Rücksicht wurde das Kind betrachtet: Eine Braut!

Es gab Weißbier-Suppe, Kalbsbraten mit Backpflaumen, das gewöhnliche Sonntags-Menü. Freilich sehr einfach; aber die Ball-Soupers kosteten ja so viel, und deshalb mußte zu Hause gespart werden.

Papa besah immer guten Appetit, ihm schmeckte es auch heute, gerade so gut wie Stella. Er war durchaus nicht der Mann, die ganze Sache sehr ernst zu nehmen. Gewiß, es freute ihn gleichfalls, eine seiner drei Töchter im Hasen zu wissen, doch würde er sich auch kaum grämen, wenn's noch Nichts würde.

„Ich werde meine Mädels schon los,“ pflegte er zu sagen.

Mama und die beiden älteren Töchter bekundeten weniger Hunger. Zella fühlte sich ja innerlich übergegangen; Ella war wortlos vor Aufregung. — Dennoch zeigten sich die Eltern sehr vergnügt; auch Stella gab sich noch ausgelassener, als sonst, sie freute sich auf die Hochzeit.

Nachmittags wollte der Rath mit seiner Familie den üblichen Spaziergang machen; Ella bat, zu Hause bleiben zu dürfen. Man ließ sie lächelnd gewähren. Sie mußte ja ihre ‚Bedenkzeit‘ ausnützen.

Ach, dieses gütige Lächeln sagte Alles. Niemand zweifelte, Niemand machte sich Sorge wegen Ellas ‚Bedenken‘.

„Ella — Du?“ klang es ihr noch im Ohre, und sie empfand es wie einen physischen Schmerz.

Und dabei dachte sie nur Eines: Wie den Eltern den Schlag beibringen? Denn das stand fest, ihre Antwort lautete: „Nein!“

Koscher fühlte sich eben verpflichtet, aus Dankbarkeit eine der Töchter zu heirathen, und da ihm Zella zu anspruchsvoll, so nahm er Ella; da kam er billiger fort. Gleichgültig waren ihm alle Drei; doch mißfiel ihm wohl Keine, und wenn man schon ein Mädchen ohne Mitgift nimmt, dann nicht auch noch ein so verwöhntes wie Zella. Natürlich meinte Koscher, daß Ella ganz glücklich sei über seinen Antrag, ebenso wie die Eltern es waren. Vielleicht gefiel er sich in dieser Rolle, — ja, das schien Ella Alles klar! Aber es war unmöglich! So neben diesem Manne leben, ihm angehören mit Leib und Seele, ihm Hingebung schuldig sein und Gehorsam, ihm, der doch nur seinen Joll der Erkenntlichkeit entrichtet hatte, — sich das einmal vorwerfen zu lassen — nein, sie konnte einfach nicht! Tausend Mal sagte sie sich freilich:

„Warum solltest Du Deine Eltern nicht glücklich machen? Er ist ja ein ganz braver, tüchtiger Mann! Sonst wäre er nicht als Werber gekommen.“ Doch immer wieder rief ihr Herz ein entschiedenes „Nein“. Sie konnte, sie wollte nicht so geheirathet werden! O, wenn sie sich ihn nur vorstellte, wie er morgen käme, mit dem suffizanten Lächeln, das ihr so sehr mißfiel, um sich das Jawort zu holen, dessen er so sicher war . . .

Und wie sie dann von der Mama in seine Arme gelegt werde, sich mußte von ihm küssen lassen, weil das ja auch zu seiner Verpflichtung gehörte, — nein und dreimal nein! Mochte werden, was da wollte, — sie konnte nicht!

Aber wie den Eltern die Sache beibringen? Wie sie überzeugen? Sie sann, dachte, grübelte, zitternd vor dem Augenblick, wo jene heimkommen, sie fragen würden: „Worauf wartest Du? Wer sonst wird Dich je holen?“ — Und was darauf antworten? Da lag die Schwierigkeit! Was sagen?

Die böse Bemerkung Waidts fiel ihr ein: „Das mag wohl ein schweres Geld kosten!“ Sie war also nicht verführerisch genug, daß ein Mann die Sorge für sie übernehme. Diese theuren Kleider und was sonst dazu gehört, — das ist keine Kleinigkeit . . .

Unsägliche Bitterkeit stieg in ihr auf. Warum war sie ein Mädchen? Warum auch noch die Tochter eines höheren Beamten?

Endlich ward sie matt und müde vom fruchtlosen Grübeln. Wenn ihre Mutter in diesem Augenblicke gekommen wäre, sie hätte vielleicht doch ein „Ja“ erpreßt.

Doch da fiel Ellas Blick auf eine Zeitungs-Notiz, die sie schon heute früh flüchtig gelesen, ohne weiter darauf Acht zu geben. Jetzt las sie sie plötzlich aufmerksam, stand auf, zog ihren Frühjahrs-Mantel über das Hauskleid und ging fort. Sie würde in ein bis zwei Stunden wieder kommen, sagte sie dem Dienstmädchen. — — —

Inzwischen gab es für die Ihrigen auf dem Spaziergange nur ein einziges Thema: Die bevorstehende Verlobung. Es sprach sich sehr gut davon in Ellas Abwesenheit.

Mama lobte die Zurückhaltung ihrer ältesten Tochter; diese paße nicht in solche, doch mehr spießbürgerliche Verhältnisse. Für sie würde sich sicher etwas Anderes finden. Dann wurde das morgige Abendessen besprochen und schließlich die Toiletten zur Hochzeit. Ueber die Kosten der Aussteuer, die bevorstanden, ward natürlich vor den Kindern nicht verhandelt.

Als man heimkehrte, hatte man fast vergessen, daß Ella noch Bedenkzeit erbeten, daß sie noch gar nicht ihr Jawort gegeben.

Das Dienstmädchen bestellte, Fräulein sei zu einer Freundin gegangen. Sonderbar! Aber man beruhigte sich wieder. Ella konnte es wohl nicht erwarten, irgend einer alten Schulfreundin die Sache mitzutheilen, obgleich sie sonst eigentlich wenig Verkehr pflegte.

Nur, als der Abend vorrückte, und sie noch immer nicht kam, wurde man sehr unruhig. Doch endlich er-



Braunschweig. Die Burg Dankwarderode. Von D. Günther-Raumburg. — Siehe Seite 111.

schien sie, und die Familie athmete auf.

Aber merkwürdig verändert sah Ella aus. Eine eigenthümliche Festigkeit und Energie sprach aus ihren Zügen, als sie nun plötzlich vor die Eltern, die schon an dem gedeckten Tische Platz genommen hatten, hintrat, und ruhig, aber bestimmt erklärte:

„Liebe Eltern, verzeiht mir, wenn ich Euch einen großen Kummer bereite, allein ich kann Herrn Roscher nicht heirathen. Es ist dies keine Laune von mir, wie Ihr vielleicht glauben werdet, sondern mein reiflicher Entschluß.“

„Unsinn!“ rief der Vater und langte nach dem übrig gebliebenen Braten. Er nahm den Widerspruch noch nicht ernst.

Die Mama aber warf der Tochter einen der niederschmetternden Blicke zu, mit denen sie früher die Unarten ihrer kleinen Mädchen in Keime zu ersticken gepflegt hatte. Doch siehe, dieses Mal fruchtete das nicht! Ebenso wenig half es, als Papa nun Miene machte, Etwas wie ein Machtwort zu sprechen, — er that eigentlich nur so, denn in seinen Augen war die Geschichte schließlich nicht so tragisch zu nehmen, er würde ja seine Töchter schon los werden. Aber den Anschein mußte er sich doch geben, als gälte es, seiner und der Mutter Autorität zu wahren.

„Rege Dich nicht auf, Papa!“ endigte die, für ein gewisses äußeres Nachgeben sich entscheidende Mätthin souverän. „Die jungen Mädchen sind nun einmal so, Ella wird noch mit sich reden lassen, — sie ist eben überrumpelt worden!“

Wie traurig war es, daß in diesem Falle nicht einmal die Eltern glaubten, ihre Tochter könne einen klaren, festen Willen besitzen. —

Und wo war Ella gewesen? Wo hatte sie die

Festigkeit zur Durchführung ihrer Weigerung gefunden?

Die Zeitungs-Anzeige, die ihr plötzliches Fortgehen veranlaßt gehabt, die hatte kurz dahin gelautet, daß ein Fräulein Anna Guttenberg heute Abend einen Vortrag über die ‚wahre Frauenfrage‘ halten werde.

Anna Guttenberg aber war die rechte Schwester des Geheimraths, die seit Langem in der Schweiz wohnte und zu ihren Verwandten ganz außer Beziehung stand.

Ella erinnerte sich der Tante nur noch dunkel. Vor zehn oder zwölf Jahren war diese anlässlich einer Augen-

Operation zulezt im Hause der Eltern in Berlin gewesen. Damals zählte Ella noch zu den Babys, und nachher war nur wenig mehr die Rede von der ‚närrischen‘ Tante; wohl aber schien es so, als ärgerten sich der Rath und seine Frau darüber, daß die mittellose Anna ohne ihre Hülfe sich eine Existenz geschaffen. Man nannte sie eine ‚überspannte Person‘; doch es blieb schließlich ja angenehm, daß sie Einem nicht zur Last fiel.

(Fortsetzung folgt.)



Braunschweig. Der Altmarkt mit dem Rathhause und der Martini-Kirche. Von D. Günther-Raumburg. — Siehe Seite 111.



Arabischer Liebeszauber. Nach dem Bilde von F. M. Bredt. — Siehe Seite 112.
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, K. O., München.

Nachdruck verboten.

Die Welt-Ausstellung in Chicago.

Von Paul von Szezepanski.

II.



ie Veranstalter der Welt-Ausstellung in Chicago glaubten den Unwillen, den die trostlose Unfertigkeit auf dem Ausstellungsplatz aller Orten hervorgerufen hat, damit dämpfen zu können, daß sie auf die letzte Pariser Ausstellung verwiesen, die bei ihrer Eröffnung auch einem Chaos geglichen haben soll. Ich weiß nicht, wie weit ein solcher Vergleich zwischen dem Zustande der Pariser und dem der Chicagoer Ausstellung in den ersten Wochen nach der Eröffnung berechtigt ist. Unter allen Umständen aber scheinen mir die Vertheiliger der Unfertigkeit außer Acht zu lassen, daß Chicago nicht Paris ist. Welt-Ausstellungs-Reisende sind in ihrer Mehrzahl Vergnügungs-Reisende, wohlhabende, gebildete und an Comfort gewöhnte Leute, die auf einer solchen Reise nicht entbehren, sondern genießen wollen. Wenn sie in den ersten Wochen nach der Eröffnung der Pariser Welt-Ausstellung auf dem Ausstellungs-Platz selbst wirklich ein Chaos gefunden haben sollten, so bot ihnen Paris doch so viel Annehmlichkeiten und Anregungen, daß ihnen die Wartezeit nicht leicht lang erscheinen konnte. Chicago aber mag im höchsten Maße interessant sein für Geschäftsleute und Techniker, die lediglich reisen, um ihre Kenntnisse zu bereichern, dem Vergnügungs-Reisenden dagegen bietet die Stadt Nichts, was er nicht überall sonst in der Welt besser haben könnte. Warten macht ungeduldig, und die Ungebuld reizt zu scharfer Kritik; das hätten die Leiter der Ausstellung besser bedenken sollen.

Am weitesten zurück ist immer noch — Ende Mai — die Ausstellung im Frauen-Gebäude, eine Ausstellung, die mit dem größten Geräusch in Scene gesetzt worden ist, und von der sich Optimisten den Beginn einer neuen Ära in der Geschichte der Frau versprochen haben. Frau Potter-Palmer, die Präsidentin des Frauen-Comités der Welt-Ausstellung, hat bereitwillig alle Ehren über sich ergehen lassen, die eine, an der Spitze einer großen und erfolgreichen Bewegung stehende Frau in Empfang zu nehmen berechtigt ist. In der That hat sie erreicht, was bisher den Frauen auf Welt-Ausstellungen immer noch verjagt geblieben ist: die Zuweisung eines großen, nur der Frauenarbeit gewidmeten Gebäudes, eines Palastes, dessen Plan — das mag das Herz vieler Frauen höher klopfen lassen — sogar von einem weiblichen Architekten herrührt. Er nimmt sich sehr stattlich aus, in weißer Marmor-Imitation und mit stolzer Säulen-Architektur, wie die meisten Ausstellungs-Paläste, sich im Wasser spiegelnd. Daß das Gebäude mit Ausnahme des großen Mittelraumes, der sein Licht von oben empfängt, fast nur halbdunkle Räume enthält, will ich nur nebenher erwähnen; es paßst ja auch männlichen Architekten ab und zu, daß sie die Hauptfache vergessen. Aber mit diesen beiden Segen — der Zulassung der Frauen zur Welt-Ausstellung und der Zuweisung eines besonderen Gebäudes für die Frauen-Ausstellung — glaubte Frau Potter-Palmer auch genug gethan zu haben. Zwei Siege, die für sie nicht gar zu schwer zu erröchten waren, da die Welt-Ausstellung von aller Welt in Chicago als eine Chicagoer Local-Angelegenheit betrachtet wurde, und da Frau Potter-Palmer unbestritten die erste Dame dieser Weltstadt ist. Daß sie sich als ein organisatorisches Genie erwiesen hat, kann man nicht behaupten. Im Gegentheil dürften Frauen, die in ein fremdes Land geladen wurden, noch niemals so wenig Entgegenkommen und Unterstützung gefunden haben, wie gelegentlich der Welt-Ausstellung in Chicago. Wenn die deutschen Damen, die mit der Aufgabe betraut wurden, was ihnen dort bevorstand, würde die zugeordnete Ehre zweifellos von ihnen abgelehnt worden sein. Ich habe diese beiden Damen, Frau Professor Kojelowsty und Fräulein Hoffmann, mit dem Scheuerbehen in der Hand gesehen, weil es ganz unmöglich war Arbeiter oder Arbeiterinnen zu finden. Und daß sie in dieser verzweifeltsten Situation gutes Muthes blieben und nicht einfach das Rennen aufgaben, das hat mir an diesen deutschen Frauen mehr imponirt, als die gesammten Emancipations-Bestrebungen der amerikanischen Frauen und einiger ihrer europäischen Schwestern.

Es ist in der That schwer, über diese von Frau Potter-Palmer patronisirten Emancipations-Bestrebungen keine Satire zu schreiben. Zu einer Zeit, als im Frauen-Ausstellungs-Palast noch Nichts von dem zu sehen war, was die Frauen auszustellen versprochen hatten, begannen die Welt-Congresse in den bereitwillig zur Verfügung gestellten Sälen der Chicagoer Kunsthalle, die nicht zu den schönsten Gebäuden der gewaltigen Geschäftstadt zählt. Was bei dieser Gelegenheit von Frauen gesprochen worden ist, würde jede gebildete deutsche Frau erröthen machen. Schon die Thatfache, daß vierundzwanzig Rednerinnen ungefähr an jedem Tage vierundzwanzig ganz verschiedene, in sich abgeschlossene Stoffe behandelten, — nicht etwa debattirten, — läßt auf die Oberflächlichkeit schließen, die sich in America an die Oeffentlichkeit wagen darf. Es wäre Unrecht, bei dieser Gelegenheit nicht zu erwähnen, daß es die Männer Americas um kein Haar besser machen; ist es doch dem Leiter dieser Welt-Congresse, einem in diesem Lande noch immer ernsthaft genommenen Manne der Wissenschaft, paßirt, daß er Gelehrte zu Ehren-Präsidenten der verschiedenen Sectionen ernannte, die er jedenfalls in einem älteren Jahrgange eines Conversations-Lexikons als Leuchten einer Special-Wissenschaft entdeckt hatte, deren Tod die wissenschaftliche Welt aber seit zehn Jahren und länger betrauert.

Daß auf diesen Frauen-Welt-Congressen die Toiletten-Frage mit besonderer Wichtigkeit behandelt wurde, erscheint einem Manne, der Nichts lieber sieht, als eine gutgekleidete Frau, sehr selbstverständlich und richtig. Aber es hätte nicht in der Weise gesehen sollen, wie es in Chicago geschah. Statt gegen die amerikanischen Excentricitäten der Mode mit den Waffen des guten Geschmacks und des praktischen Gebrauchs zu Felde zu ziehen, — amerikanische Mode-Auswüchse, die in New-York noch vielfach mit einer fecken Anmuth, in Chicago aber meist mit plumper Absichtlichkeit zur Schau getragen werden und die in ungläublichen Höhen gipfeln, — wurde das Thema der in Deutschland längst abgethanen Normal-Toilette ernsthaft discutirt, das heißt, es wurden hundertundzwanzig Damen zum Wort gelassen, die alle glaubten, das ihnen für

ihre eigenen Bedürfnisse am praktischsten erscheinende, oder ihrem Geschmack am meisten entsprechende Gewand allen anderen Frauen aufzutrotzen zu können. Natürlich demonstrieren jede Rednerin am lebendigen Beispiel; jede besaß den Muth, das von ihr vorgeschlagene Normal-Kostüm vorzuführen, und die Emancipationslustigsten, die den Männern sogar das bescheidene Vortrecht bestreiten, ein Beinleid tragen zu dürfen, formenfreudig in einem Männer-Anzug erschienen. Daß dieser Theil des Frauen-Welt-Congresses gänzlich resultatlos verlaufen ist, kann nicht Wunder nehmen, da es von diesem männlichen Frauengewand bis zu dem gleichfalls vorgeschriebenen griechischen Kostüm so viel Zwischenstufen giebt, daß sich jede von den tausend und einigen anwesenden Damen bequem auf eine derselben stellen konnte. Verwunderlicher war es, Frau Potter-Palmer auch diese Komödie, die viel von dem an sich hatte, was der Wiener eine „Dag“ nennt, patronisiren zu sehen, denn sie gilt immer noch zum wenigsten für eine Dame von Geschmack. Daß die stattliche Frau eine große Toilette gut zu tragen versteht, kann ich bestätigen; seitdem ich sie aber auf einer „Reception“ einen Schatz in Brillanten habe tragen sehen, den sie ihr auf dem Fuße folgender Detectiv bewachte, sind mir an ihrem Geschmack Zweifel aufgestiegen. Eine deutsche Frau wenigstens wäre nicht bei einer Gelegenheit erschienen, bei der sie unter den anwesenden Gästen Gauner vermuthen konnte, die einen Angriff auf ihren Schmud beabsichtigten; und wenn sie dennoch zu erscheinen genöthigt gewesen wäre, hätte sie ihren Schmud zu Hause gelassen, aber nicht den anwesenden, ehrlichen Geladenen ihr Mißtrauen durch den Detectiv aufgedrückt.

Es ist auch sicher nicht das Verdienst der Frau Potter-Palmer, wenn die Frauen-Ausstellung in ihren nichtamerikanischen Abtheilungen einen sehr achtbaren Eindruck machen wird, denn dort, wo diese Dame ein entscheidendes Wort sprechen konnte, in der Ausstellung der amerikanischen Frauen, überwiegt der blutige Dilettantismus. Die gefürchteten „Kunstwerke“, die unsere talentvollen Töchter vor zwanzig Jahren, als die Pflege des Kunstgewerbes noch nicht den Geschmack veredelt hatte, hervorbrachten, treten dort mit dem Anspruch hervor, bewundert zu werden, und wo der Dilettantismus sich monumental zu bethätigen versucht, wie in den wahrhaft schrecklichen Wandgemälden, die den großen Saal und ein jeder des Frauen-Gebäudes verunzieren, oder in den Werken der Bildhauerkunst, die in der Mitte des Saales Aufstellung gefunden haben, verhält die Kunst trauernd ihr Haupt. Glücklicher Weise liefern europäische, vor Allem deutsche und österreicherische Malerinnen den Beweis, daß es keineswegs Bestimmung der Frau ist, im Dilettantismus stecken zu bleiben; die Bilder-Galerie im Hauptsaal des Frauen-Gebäudes enthält eine große Anzahl echter Kunstwerke, die ebenso gut ihren Platz in dem eigentlichen Kunstgebäude der Ausstellung hätten finden können. „Maria Anna“ signirt die Prinzessin Friedrich Carl, die Protectorin der Berliner Künstlerinnen, ihre beiden Stilleben, die über den Ocean gegangen sind; sie sind Beide vortrefflich gemalt, die Mahagoni-Platte und der darauf ruhende, aufgeschlagene Pergament-Band des einen Bildes gehören sogar zu den Virtuosen-Stücken. — Höchst erwähnenswerth ist die Malerei der Erzherzogin Maria Theresia auf einem Paravent, den die Illustrirte Frauen-Zeitung ja bereits veranschaulichte; die Oesterreicherinnen Olga Wiesinger-Florlan, Fräulein Komlosky, mit einem zarten Blumenstück, Frau Baronin Münch-Bellinghausen, mit einem reizenden Fächer-Entwurf, Gräfin Pötting, Ludovica, Fröbe u. s. w. schließen sich ihrer hohen Landsmännin rühmlichst an.

Wilma Parlaghy stellte ein Selbst-Portrait aus; die Künstlerin trägt Palette, Pinsel und Farbenlappen in den Händen und malte sich in einem vielleicht nicht sehr praktischen, aber desto fleidameren Gewande von weißem Atlas; um die kurze Taille schlingt sich ein mattgelber Seidengürtel. Der Todes-Sehnsucht Maschers hat Anna Peters Ausdruck zu geben versucht; vielleicht könnte das Profil des Lebensmüden weniger energisch sein. Die venetianische Todten-Wendel von Frau Hermine von Preuschen hat man auch, wenn ich nicht irre, auf deutschen Kunst-Ausstellungen bereits gesehen; es ist die unter einer Krulle von Blumen gebettete Leiche eines jungen Mädchens, vom Brautkleider umhüllt und in das weiße Brautgewand gekleidet. Ebenso ist die „Straße in Venedig“ von L. Vegas-Parmentier bekannt. Ein außerordentlich ähnliches Portrait von Marie von Olfers erinnerte mich auf das Lebhafteste an den Comfort der Berliner Salons, in denen die Damen ihre Brillanten nicht von Privat-Detectivs bewachen zu lassen brauchen, und in denen man nicht nur darauf angewiesen ist, Brillanten und Toiletten zu bewundern, sondern auch ein geistvolles oder liebenswürdiges Wort mit nach Hause nehmen darf. Die Landschaft ist durch einen groß aufgefachten Alpensee von Marie von Keudler vertreten; der stark naturalistisch gezeichnete Hof eines Bauerngutes von E. v. Kirchberg, und ein sehr schönes Aquarell von M. v. Bunsen, den Erker eines, mitten im Grünen stehenden Landhauses darstellend, vereinen landschaftliche und Architektur-Motive. Aus der Zahl der Stillleben verdient unbedingt eine Symphonie in Braun und Gelb, ein alter Kupferkrug, Goldlad und gelbe Margueriten von H. Lehnert, und ein virtuos gemalter Dorch von E. Hedinger den ersten Preis. Unter den französischen Malerinnen möchte ich Louise Abbema erwähnen, die eine Dame in Weiß, über eine grüne Wiege wandelnd, und ein sehr lebensvolles Herren-Portrait ausstellte. Entzückend aber sind die auf Eisenblech gemalten Miniaturen, die, zum Theil Copien aus der für Eisenblech-Miniaturen klassischen Zeit des Rococo, zum Theil nicht minder reizvolle, moderne Portraits — in großer Anzahl ausliegen.

Wie Frankreich in der Industrie-Halle das einzige Land ist, das mit Deutschland rivalisiren kann, so wird es auch in dem Frauen-Palast die einzige Concurrenz sein, die Deutschland zu fürchten hat, falls mich ein Blick hinter die Coulissen, hinter denen die deutschen Damen noch immer thätig sind, nicht getäuscht hat. Was Schnelligkeit anbetrifft, haben sich die französischen Frauen den deutschen sogar überlegen gezeigt; ihre Ausstellung ist bereits eröffnet. Die beiden Parade-Stücke dieser sind ein Pariser Salon, in dem soeben ein Fünf-Uhr-Thee stattfindet, und eine Geschichte der Kostüme von den Zeiten des frühen Mittelalters bis auf die Gegenwart. Beide üben große Anziehungskraft auf das Publicum aus. Aber mir will scheinen, als ob der Salon mehr in die Industrie-Halle, als in das Frauen-Gebäude gehörte; denn daß diese Boule-Möbel und Polsterseffel, diese Teppiche und Bronze-Kronen, Kamin und Flügel Frauenarbeit seien, will mir nicht recht glaubhaft erscheinen. Selbst die Toiletten der wächsernen Damen, die um den Theetisch gruppiert sind, werden wahrscheinlich zum

Theil aus Männerhänden hervorgegangen sein. Die Kostümgruppen dagegen, in Viertel-Lebensgröße etwa, sind wirklich hier am Plage und interessant, weil sie mit großer Gewissenhaftigkeit sich an die besten erhaltenen Bildnisse und Statuen, die das Kostüm ihrer Epoche charakterisiren, anlehnen. Weniger getroffen ist die Portrait-Neulichkeit der Wachsöpfe, welche die Duchesse de Joyeuse, Gabrielle d'Étrée, Madame de Montespan und Madame de la Tour, Maria von Medicis und die unglückliche Marie Antoinette, die beiden Frauen des ersten Napoleon, Josephine Beauharnais und die Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich, sowie andere historisch bekannt gewordene Frauen darstellen sollen. Die Köpfe haben alle denselben Puppen-Ausdruck, wenn sie auch Wachs-Puppenköpfe erster Qualität sind. Aber Kostüme und Frisuren sind außerordentlich sorgfältig gearbeitet; sie geben in der That eine hübsche Uebersicht über die Entwicklung der Mode, gleichzeitig deren scheinbare Launen und Willkürlichkeiten verständlich machend. Unter den französischen Handarbeiten finden sich kostbare Points Colberts, Mençon- und Chantilly-Spizen und nicht minder schöne Stickereien in Gobelins und noch mehr in Metallfäden, die sich an die besten alten Muster anlehnen. In dem nächsten Briefe werde ich hoffentlich in der Lage sein, über die Ausstellung der deutschen Frauen eingehend zu berichten.

Nachdruck verboten.

Weil das Pfortchen knarrte.

Novellette von L. Bärkner.



n sehr altmodischer Garten war's. Auf den Beeten wuchsen Erbsen, Bohnen und Grünkraut, und auf den Rabatten standen Stachel- und Johannisbeer-Büsche. Keine leuchtenden, grünen Rasenflächen, keine im Gärtner-Scharfblick auf den Effect zusammengestellten Baumgruppen, — all dieser neumodische Kraut war ein Greuel in Großmamas Augen. — Einen Blumengarten gab es da freilich, — ein Wirral seltsam geformter Beete, von hohen Taxus-Heden eingefast. Ledbojen und Goldlack und Jasmin dufteten, rothe und lila Glodenblumen wiegen ihre gesenkten Köpfechen auf den schlanken Stengeln, Ritterpohn und Schwertlilien, und stolze Malven blühten, und hundert Centifolien. Großmama hielt nicht viel von „marschal Niel“ und „Ja Franco-Rosen“, und wie die stolzen Namen alle lauteten; sie nannte sie „gekünsteltes Zeug“. Und so wucherten die Centifolien ruhig weiter.

Oben auf dem tannenbewachsenen Hügel stand ein Sommerhaus. Ein schiefes Ding mit einem Zwiebedach und einer curiofen Tapete, auf der Damen, mit kurzen Taillen, bänderumwundenen Frisuren und decolletirten Kleidern, in spizen Fingern seltsame Tulpenblumen hielten, oder langlockige Schäfchen am Bande führten.

Wenn Großmama über den Leichtsinm der heutigen Jugend und über die sündhaften, unchristlichen Moden ihre Meinung äußerte, warf Ely einen verstoßenen Blick auf die Tapete. Aber nur einen ganz verstoßenen, nachdem ihr Großmama einmal gehörig die Leviten gelesen. Großmama war sehr ärgerlich gewesen damals über ein Ballkleid Elys, ein sehr harmloses, weißes Kleidchen, und hatte gesagt, in einem solchen Gewande sich den Augen der Herrenwelt aussetzen, sei mehr als Sünde, und Ely, die ein gänzlich Verbot des Balles als drohendes Gespenst vor ihren erschrocknen Augen schweben sah, hatte mit Thränen in den Augen, doch mit dem Muth der Verzweiflung, gefragt, wie es denn Großmama auf Ballen gemacht habe, damit Männeraugen sie nicht in einem jener Tapeten-Kleider erblickten. Aber da war sie schlimm angekommen! Großmama hatte energisch ihr schönes, an den Schläfen in Locken aufgestecktes, weißes Haar glatt getriden, sich kräzgerade ausgerichtet und Ely sehr strafend angeblickt. „Als ich jung war, — und das sind nun sechzig Jahre, — waren die Männer ein anderes Geschlecht als heute,“ — hatte sie gesagt, — und außerdem trugen wir uns stets so; daher dachte man sich Nichts dabei. Aber heutigen Tages, wo man sich gewöhnlich bis an den Hals verhüllt, nur zu einem Halle Hals und Arme frei zu lassen, das ist einfach unpassend. Du kannst Dir das merken, Ely!“ — Und dann war sie mit hoch erhobnem Haupt aus dem Zimmer gegangen, daß ihr schwarzes Taffetkleid rauschte, der armen Ely es überlassend, sich klar zu machen, warum etwas Unpassendes, wenn es alle Tage geschähe, paßend sei, und wie wohl das „andere Geschlecht“, von dem Großmama gesprochen, damals gewesen sein müße.

Ach, Ely hatte gewiß Großmama sehr lieb, so lieb wie achtzehnjährige Jugend achtzigjähriges Alter haben kann, aber manchmal, wenn sie so zwischen den schnörkelhaften Möbeln und den scharfsüß duftenden Potpourri's umherging, und Großmama mit ihrer durchdringenden, hellen Stimme Lise rief, dann überkam sie heiß und bitter die Erinnerung an ihren lieben Papa, der sie so zärtlich Elychen genannt, oder ein traumhaftes Gedanken an einen Schatten, der sich über ihr kleines Witterbettchen neigte, und mit warmen Mutterhänden sie weich und sanft bettete. Daß ihr zärtlicher, lieber Papa Großmamas Sohn gewesen, wollte ihr dabei manchmal ganz unglücklich scheinen.

Und doch hatte auch Großmama sie gewiß lieb. Wie hätte diese sonst in ihren streng geregelten Haushalt die kleine Waise aufnehmen können, da doch die Verwandten ihrer Mutter sie gerne bei sich behalten hätten? Und manchmal, wenn die alte Frau das Mädchen anschaute, wurden die kalten Augen warm und umflort. „Deines Vaters Augen und Lippen hast Du, Kind,“ sagte sie dann, und strich ihr zärtlich über das volle Blondhaar, wobei sie liebevoll nach einer großen, wohlgetrocknen Photographie des Sohnes blickte, die über ihrem Arbeitstische hing.

Zuweilen, — aber nur zuweilen, glitt ihr Auge weiter, worauf es eine kurze Zeit an einem anderen Bilde hängen blieb, das steif-feierlich über dem schnörkelsüchtigen Kanapee mit der thragekrönten Rückwand prunkte. Ein Delbild war's, eines von denen, wie sie in jeder respectablen Familie die Erinnerung an die vorige Generation aufrecht erhalten. „Es soll sehr ähnlich sein,“ hatte die alte Dame gleichgültig gesagt, als Ely einmal wissen wollte, ob der seltsame Großpapa wirklich so ausgelesen habe. — Wenn es sehr ähnlich war, konnte Großpapa sicherlich niemals eine Schönheit gewesen sein, und wenn das Antlitz der Spiegel der Seele ist, so mochte wohl auch diese Seele nicht viel von Schönheit gewußt haben. — Eine plauder-

haste, alte Tante hatte Elly einmal erzählt, daß Großmama ihren Gatten keineswegs aus zärtlicher Liebe geheiratet hätte, und als Elly mit der ganzen Naivität ihrer achtzehn Jahre erstaunt fragte: „Aber warum dann?“ — hatte Tanten flüsternd und sehr selbstverständlich gesagt: „Ja, siehst Du, Kindchen, er war eine so gute Partie, daß man ihn gar nicht ausschlagen konnte, und Bettina“ — das war Großmama — „hatte schon als junges Mädchen einen ganz außerordentlichen Ehrgeiz, den sie mit dieser Heirath in jeder Beziehung befriedigte.“

„War sie denn glücklich mit ihm?“ hatte Elly gefragt, und darauf die diplomatische Antwort erhalten: „O, natürlich, sie bekam ja Alles, was sie sich nur wünschte.“ — Wenn aber Elly manchmal solch einen flüchtigen Blick Großmamas auf das Selbstbild beobachtete, machte sie sich ganz eigene Gedanken über Großmamas Glück.

Auch heute ließen sich die Gedanken, selbst beim Duft der Rosen und Levkojen des Gartens, nicht bannen, und immer häufiger suchten Ellys ängstlich beobachtende Blicke das strenge Gesicht der alten Dame, die, in aufrechter Haltung, stridend auf einem unbequemen Holzstuhl saß.

Armes, achtzehnjähriges Herzchen und Köpfchen! — Umsonst suchte Elly nun schon seit Tagen, sich klar darüber zu werden, was Großmama wohl sagen würde, wenn sie ihr, Ellys, Geheimniß erführe, — erführe, daß die Enkelin heimlich verlobt sei, sich an einen jungen Menschen ohne Geld, ohne Stellung, sogar, o Schrecken, ohne Familie „weggeworfen“ habe! Er war freilich ein sehr tüchtiger angehender Rechtsanwalt, der junge Hans Schlosser, ein braver, gebildeter, lieber Mensch; aber was sollte das nach Großmamas Ansichten heißen! — Ein Advocat, ein Rechtsverdreher, ein Habentichs, ein unmöglicher Gatte für ihre Enkelin! Die Schlossers waren keine Familie für die Anthors, das wußte Elly Anthor ganz genau. Sie sahen in keinem alten, hallenden, mit schmiedeeisernen Fenstergrütern und vielen gemalten Ahnen an den Saalwänden ausgeschatteten Patricier-Hause; sie hatten keinen Kirchenstuhl mit einem vornehmen, altersschwarzen Holzgitter, nebst einem Sammetkissen auf der Sitzbank, und wenn sie einen gehabt hätten, würden sie ihn wohl nicht so gewissenhaft benutzt haben, wie die alte Frau Anthor das that. Alle diese Steine des Anstoßes thürmten sich vor dem armen, liebenden Herzen zu einer gewaltigen Pyramide auf, als deren Spitze als schrecklichster der Schrecken die Gestalt von Hans Schlossers Großvater erschien. Ein uralter Herr — man bewies sich äußerst langlebige in der soliden, kleinen Stadt — mit einem freundlichen Greisengesicht und eigentlich gar nicht furchterregend; aber er war lange Jahre aus dem Städtchen fort gewesen und sollte in der Fremde Etwas begangen haben. Niemand wußte freilich was, oder wo, oder wie, aber die Thatfache stand unerschütterlich fest. Ja, daß Herr Johannes Schlosser sen. kein wünschenswerther Großpapa für Großmamas Enkelin sei, das wußte Elly leider nur zu genau.

Aber noch Etwas wußte sie! Daß sie Hans Schlosser liebe, aus innerstem Herzen, und daß sie niemals von ihm lassen wolle! Nein, niemals, und wenn Großmama es auch nie zugeben würde, daß sie ihn heirathe, so wollte sie ihm doch treu bleiben, immer, immer! Sie sollten nur kommen und ihr einen Anderen bringen wollen, etwa den Better Matthäus, der ihr schon ziemlich deutlich seine Absichten kund gethan, und den sie doch gar nicht leiden mochte, mit seinem unausföhllichen, breiten Geschwätz und seinem Selbstbewußtsein, oder irgend Einen von der anderen Linie der Anthors!

Wenn sie doch katholisch wäre, dann ginge sie in ein Kloster, in ein recht strenges, und machte alle die schweren Bußübungen mit; das könne sie dann gewiß nicht vertragen, und stürbe so ganz langsam dahin.

Und bei diesem poetisch-traurigen Gedanken ergriff Elly ein so tiefes Mitgefühl mit sich selbst, bis Kloster und Hans, die strenge Großmama und der schreckliche Großpapa Schlosser in ein undeutliches Durcheinander zerrannen, und sie in ein plötzliches Schluchzen ausbrach.

„Aber Kind, was ist denn das nun wieder?“ rief die Großmama halb erschreckt, halb ärgerlich. „Was die heutige Jugend für curiose Anfälle hat! Warum weinst Du denn nun auf einmal?“ Jetzt gab's kein Ausweichen. Elly erinnerte sich, daß sie sich ja vorgenommen habe, Großmama Alles zu sagen und den ersten Sturm über sich ergehen zu lassen. — Und so stammelte sie unter Schluchzen, ohne ihren Geliebten zu nennen, ein verächtliches Geändrniß, etwas sehr Zusammenhangloses von Ressource-Bällen, Vefekränzchen, auskömmlicher Praxis und ewiger Liebe. — Die Großmama zeigte sich sehr erntaunt und ärgerlich. Sie hatte Lise bis jetzt als ein halberwachsenes Kind betrachtet und durchaus nicht an derartige „Anfänge“ gedacht. Aber sie beunruhigte sich weiter nicht. Lises Lebenslauf ist längst festgelegt, und um einer Kinderei willen wird davon kein Haar breit abgewichen werden!

„Das ist wieder eine von Deinen Thorheiten,“ tadelte sie; „ich will durchaus nicht wissen, wie weit sie schon gediehen ist, allein von diesem Augenblick an kann natürlich keine Rede mehr davon sein.“

Elly hielt mitten im Schluchzen inne, fassungslos auf die Großmama schauend. „Keine Rede mehr sein!“ Das ist Großmamas Ultimatum. Damit ist eine Sache aus der Welt verschwunden. Es ist gerade so gut, als ob sie hundert Stunden von Hans Schlosser entfernt, oder als ob sie schon unwiderruflich in dem bewußten Kloster eingeschlossen sei. Sie hatte einen Brunnensprung erwartet, wenigstens eine Frage nach dem Verwegenen, alles Andere, nur nicht diese vollendete Gleichgültigkeit, die ihr zugleich zeigte, wie verständnißlos die alte Frau ihrer Liebe gegenüberstand. Und in ihr erwachte Etwas, das bisher geschlummert, ein trotziger Muth, sich den Geliebten zu erkämpfen und treu zu ihm zu halten über alle Hindernisse hinweg! Sie ist kein Kind mehr, sie weiß ganz genau, daß ihres Lebens Glück und das seine auf dem Spiele steht, und um diesen Einzug wird sie mit Großmama ringen.

Ihr ward ganz ruhig bei diesem Entschluß und in vorwurfsvollem Ton erwiderte sie: „Und Du fragst mich nicht einmal um den Namen, Großmama?“

„Nein, weil ich ihn nicht wissen will! Aber ich will Dir Etwas sagen, was ich noch ruhen lassen wollte, weil Du mir zu jung schienst. Doch wenn Du für solche Thorheiten alt genug bist, bist Du's auch für dies.“ — Du wirst Matthäus heirathen!

Ellys Herz schlug zum Berspruchen. — Aber sie blieb gefaßt. Beinahe ebenso unbewegt wie die Stimme der alten Frau erklang die ihrige:

„Ich werde Matthäus niemals heirathen! — Ich liebe Hans Schlosser!“

Ein Erschrecken ging über Großmamas stolzes, altes Antlitz. „Hans Schlosser!“ wiederholte sie langsam nach einer Weile. „Johannes Schlossers Enkel?“ — Nie und nimmer!

Da hielt es Elly nicht länger. — Alles, was sie vorher gedacht, was in langen, schlaflosen Nächten in ihr wach geworden, brach auf einmal hervor.

„Großmama,“ rief sie, „sage das nicht! Ich bin nicht das Kind, das Du in mir suchst. Glaube nicht, daß ich Dir tropen will. Aber ich heirathe Matthäus nicht! Ich weiß Alles, was Du mir sagen willst. Doch niemals lasse ich von Hans. Ich will keinen Reichthum, keine Stellung, keine Familie heirathen. Ich will nur den, den ich liebe, o, so sehr liebe! Ich bin stolz auf ihn, ich schaue zu ihm empor; er steht so hoch über mir, daß ich mich demüthig frage, womit ich das Glück verdient habe, daß er mich liebt.“

Angstvoll kniete sie neben dem Stuhl der Greisin nieder. — „Hast Du denn niemals Jemanden so geliebt, Großmama?“ Eine lange Stille ihr's. Die alte Frau hat unbewegt zugehört.

„Geh jetzt, Elisabeth!“ Das ist die einzige Antwort. — Und Elly geht, — geht halb bewusstlos den schmalen Weg, der zu dem kleinen Seitenpförtchen führt, das nur selten gebraucht wird, — dreht den schweren, altmodischen Schlüssel und öffnet nicht ohne Anstrengung. Langsam, mit widerwilligem Kreischen drehen sich die verrosteten Angeln. —

Wie das Pförtchen knarrte! — Lauschend, zusammenschredend hob die Greisin den Kopf. — Horch, kamen da nicht Tritte über den sandbestreuten Weg, feste Männertritte, die sie kannte, ach, nur zu gut kannte? — „Hast Du denn niemals Jemanden so geliebt, Großmama?“ — Eine thränenerröthete Stimme flüsterte es in ihr Ohr, und aus ihrem innersten Herzen tönte die Antwort herauf: „Niemals, niemals!“

Vor Jahren ist es! Vor langen Jahren! — Wie die Kiefeden duften! Wie das Dach des Sommerhauses glänzt, und wie es so schmutz da steht, so neu, gar nicht windig und altersschwach. Wie lau der Wind säfelt, und wie erwartungsvoll das Herz klopfet, — das junge, achtzehnjährige Herz. Und da knarrt das Pförtchen wieder; wie gut sie den Ton kennt! Und wie sie ehrbar thun, gleichgültig zu der Schwester sagen muß: „Ach, der langweilige Magister! Was nur Vater sich dabei denkt, daß er uns mit den ewigen Vorlesungen plagt? Ich habe gerade genug davon!“ — Und doch sieht er gar nicht so langweilig aus, der junge Johannes Schlosser, der da den Gartenweg heraufkommt; gar nicht schulmeisterlich ist der Blick, der zuweilen in einem unbeobachteten Moment zu der schönen Schülerin hinüberfliegt.

Nachher geht Hanne, — die Jüngere, — in das Haus. Hei, wie liegt da das ehrwürdige Buch in eine Ecke, und wie heft sind die Rüsse, die getauscht werden. Wie süß, wie berückend weiß der rothe Mund zu flüstern: „Ich werde Dich immer lieben, immer!“

Aber Kiefeden und Rosen verblühen der Winter naht, und die Vorlesungen im Gartenhause hören auf. Und mit dem Winter kommt der wohlthätige Herr Matthäus Anthor in das Städtlein und geht in den „guten“ Häusern aus und ein. Er hat eine lange Nase und keine, eng zusammenstehende Augen und ist stolz auf Beides, denn das ist die rechte, edle Anthor-Nase, und sind die Anthor-Augen, und etwas Höheres und Besseres giebt's auf der ganzen Welt nicht mehr! — Das vornehme Haus am Markte, das so lange leer gestanden, dieweil Herr Matthäus Anthor auf standesgemäße Art in der Welt herumgereist ist, wird nun wieder bewohnt, eine alte Nase ist die Herrin darin.

Sehr gebildet ist er geworden, da draußen, der Herr Matthäus Anthor, und sehr zu Statten kommt es der Madoiselle, daß sie den Sommer über langweilige, gelehrte Vorlesungen gehört hat. — Sie weiß gar wohlgeficht mitzureden von allerlei neuen Büchern und sonstigen Dingen, und wenn Herr Matthäus Anthor heimkehrt in sein großes, leeres Haus, so winkt er gravitätisch den alten Bildern zu: „Sie würde recht passend für mich sein, jawohl!“ — So vergeht der Winter, und die jungen Mädchen, die an dem Anthor-Hause vorbeikommen, werfen einen verziöhlernen Blick nach den Fenstern und denken: „Zum Frühling wird es sich sicher entscheiden, wen er nimmt! Ach, das schöne Haus, und das viele, viele Geld!“

Und es entscheidet sich. Am Oftersonntag hüllt sich Herr Matthäus Anthor in sein bestes Gewand und macht nach dem Kirchgang einen Besuch bei Bettinas Eltern. Die jungen Mädchen sind noch nicht da, so geht denn Alles ungestört von Statten. — Nachher wird Bettina hereingerufen. — Sie weiß schon lange, was kommen wird. — Nichts Ueberreiftes braucht sie zu thun. Er hat ihr's gesagt, in vorröchtiger, wohlüberlegter Rede. Gar nicht stürmisch, ohne jugendliches Feuer, er wollte keine Versicherung ewiger Liebe von ihr. Mit solchen Sachen befaßt sich Herr Matthäus Anthors Zuneigung nicht. In dünnen Worten deutet er an, daß er sie für eine passende Lebensgefährtin halte. — Aber was wag jedes dieser Worte! — Gewichtig und schwer waren sie. Haus und Hof und Hunderttausende bargen sie. — Ja, der Ueberlegung waren sie wohl werth!!

Und Bettina hat überlegt. — Sie legt Liebesglück und Sommerlust und das Bersprechen ewiger Treue auf eine Wag-schale, und Herrn Matthäus Anthor auf die andere; an jenem Oftersonntag tritt sie, wennschon ein wenig bleich, in das Zimmer, darin der Freiwerber wartet, und spricht ein gelassenes, bestimmtes, würdevolles „Ja“.

Du hast es so gewollt, Frau Bettina Anthor! Du hast auch kühl gelächelt, als eines schönen Frühlingstages ein unbesonnener, junger Mensch in den Garten eindrang und Dich noch ein Mal um Deine Liebe ansahste; kühl gelächelt, als er nachher in aufflammendem Zorne Dir Deine Treulosigkeit, Deine Selbstsucht vorwarf; kühl gelächelt, als Du später erfuhrst, daß er in die Fremde gegangen sei und allerlei tolle Dinge triebe. Aber mit vollendeter Würde standest Du vor dem Altar und gelobtest Matthäus Anthor ewige Treue und Liebe!

Dann hast Du in seinem Hause geschaltet und gewaltet wie eine echte Anthor, hast Deinem Gatten Kinder geboren und allezeit den Glanz Deines Hauses hoch gehalten und gemehrt. — Ein stolzes Paar wartet Ihr; ob auch ein glückliches!? — Dein rother Mund hat selten mehr gelacht, Bettina Anthor. Deine Söhne hatten eine strenge Mutter an Dir, doch gewiß, Du liebtest sie. Du hast bittere Thränen vergossen, als sie Alle vor Dir hinstarben. Du hast auch Deinen Gatten würdig betrauert, und nun bist Du achtzig Jahre. — Von allem Glanz Deines Hauses kannst Du Nichts mehr genießen. Du beistest nur noch die Erinnerung. — Man sagt, daß die Erinnerung

das einzige Paradies sei, aus dem wir nicht vertrieben werden können. — Wohlan, Bettina Anthor, auch Dein ist dieses Paradies! —

Ein kühler Lustzug strich durch den Garten. Die alte Frau erwachte zusammenschauernd aus ihrem schweren Brüten. Wie hatte das Kind gesagt? „Ich will nicht Reichthum, nicht Familie, ich will den Mann, den ich liebe!“

Ein leichter Schritt nahte sich. „Elly, bist Du es?“

„Ja, Großmama!“

„Komm her, Kind! — Küsse mich! — Johannes Schlosser sei Dein Erwählter, sagtest Du? — O, ich kenne ihn gut. — Du sollst ihn haben, Kind!“

„Großmama,“ bat Elly einmal später, als sie längst Hans Schlossers glückliche Gattin war, „Großmama, sage mir nur, wie es kam, daß Du damals so plötzlich Deinen Sinn ändern konntest?“

Die Greisin lächelte. — Ein ernstes Lächeln war's. — „Frage mich nicht, Kind; vielleicht, vielleicht, — weil das Pförtchen knarrte.“

Nachdruck verboten.

Die Stadt Heinrichs des Löwen.

Von Georg Malkowsky.

Mit fünf Zeichnungen von D. Günther-Raumburg.

1.

Nicht immer lagern sich die Cultur-Erscheinungen der verschiedenen Zeiten schichtweise über die der Vergangenheit, sie vermischt und überbedeckt, bisweilen schmiegen sie sich wie Jahresringe um die letzteren und umhüllen schonend den alten Kern. Wen der Dampfswagen bis an das Weichbild der Welfenstadt Braunschweig getragen, dem grünen zunächst wohlgepflegte Parkanlagen entgegen, aus deren Schatten Billen und Landhäuser auftauchen. Das Silberband der Ocker schlängelt sich, von Süden her die Stadt umspannend, in zwei Armen durch das Rasengrün der Promenaden und umspült hier und da einen Hügel, dessen Formen die ehemalige Bastion verrathen. Breite Brücken führen in die Windungen der offenen Verkehrsadern hinüber. Hotels mit zahlreichen Fensterreihen, Prunk-Façaden öffentlicher Gebäude, langgestreckte Mieths-Cafernen säumen die Straßensluchten, in denen sich modernstes Leben drängt. Braunschweig zeigt auf den ersten Blick den unverfälschten Typus der verkehrsreichen, im Aufstreben begriffenen Handels- und Industrie-Stadt. Langsam schlendert man einige hundert Schritt die Straße hinaus bis zu einer die Aussicht sperrenden Krümmung, und plötzlich ist die lärmende Gegenwart hinter uns verfunken, und vor dem erstarrten Auge thut sich ein Stück stiller, weiferner Vergangenheit auf. Leise plätschern schmale Wasserstreifen aus den Mäulern phantastischer Fabelthiere in die zierlich gegossenen Zinnschalen der Straßentrümpfen. Gar eng und traulich neigen sich die übertragenden Stodwerke der Häuser einander entgegen, und die sauber geschnitten und lustig bemalten Figuren der hölzernen Simse und Balkenköpfe raunen sich alte Geschichten zu voll derben Volks-wises. Hier und da ragt ein steinernes Portal empor, dessen erische Karpatiden und kranztragende Victorien beständiglich sich abheben von all dem urgermanischen Märchenputz. Wo sich die engen Straßendläufe erweitern, schieben sich unermittelt gewaltig aufstrebende Kirchtürme vor, während die Körper der Schiffe sich mit ihrer breit hingelagerten Masse in dem Häusergewirr verlieren. Tritt man näher, so lösen sich die ungestalten Formen in zierliches Maßwerk auf, und das Auge gleitet schönheitsfroß über das steinerne Spitzennmuster der Rosen, Giebel und Vogenfenster. Es ist ein schier traumhaftes Bild deutscher Städte-Vergangenheit, und man würde nicht erstaunen, wenn man plötzlich einem behäbigen Patricier in Schause und Barret oder einem Bürgers-Töchterlein im Greichen-Kostüme begegnete.

Die Bauwerke einer Stadt sind die zu Stein gewordene Geschichte des Gemeinwesens. Jede Cultur-Epoche hat ihre Stilformen in Braunschweig entweder schichtweise abgelagert, oder sie in jeder Laune mit denen ihrer Vorgängerin gemischt. Die eigentliche Geschichte der Stadt im frühen und späteren Mittelalter verflocht sich in den Denkmälern des Burgplatzes und des Altmarktes.

Die Entstehung deutscher Gemeinwesen hat sich mit unerheblichen Abweichungen stets in derselben Form vollzogen. Es bildete sich ein Haufen dicht an einander gebauter Hütten aus Holz und Lehm, mit Erdwall und Graben umzogen, um Weiber, Kinder und Herden in Sicherheit zu bringen, wenn der Feind in's Land fiel. Nach Einführung des Christenthums entstand dann in der Mitte eines solchen Fleckens die erste Kirche, das erste Kloster. An Sonn- und Festtagen sammelte sich dort die andächtige Menge, und diese regelmäßigen Zusammenkünfte gaben Anlaß zur Ansiedelung von Handwerkern und Händlern. Hatte dann in der Nähe irgend ein freitbarer Burgberg seinen Sitz, so bildete sich der größeren Sicherheit halber eine Art von Abhängigkeit heraus, bis sich die Grenze zwischen Burgfrieden und Weichbild mehr und mehr verwickelte. Die Verordnung Heinrichs des Ersten, nach der jeder neunte waffenfähige Mann in die Städte ziehen sollte, führte der Masse der Bürger ein neues Element zu, aus dem im Laufe der Zeit das städtische Patriciat entstand.

Der Name Brunswyt — Brunonis vicus, Brunos Feste — kommt bereits in den Chroniken vor, die von den Sachsenkönigen Karls des Großen legendarisch erzählen. Ein wenig später taucht der Name der Burg Dankwarderode auf, deren Gründung auf den dritten Sohn des Herzogs Ludolph, eines besondern Günstlings Ludwigs des Deutschen, zurückgeführt wird. Unter den Ottonen bildet sich dann eine engere Verbindung zwischen Burg und Stadt heraus, und Bruno, der Neffe Ottos des Ersten, erscheint in der Geschichte als der erste Graf von Braunschweig.

Als der eigentliche Gründer Braunschweigs aber ist Heinrich der Löwe zu betrachten, der, 1129 auf der Burg Dankwarderode geboren, in Glück und Unglück ein Pfleger und Förderer seiner Vaterstadt blieb. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, zu erzählen, wie ihm die Bürger seine feste Fürsorge in dem heißen Kampfe

gegen den Hohenstaufen-Kaiser durch Treue und aufopfernde Anhänglichkeit vergolten. Die Spuren seines landesväterlichen Wirkens verbreiten sich über das ganze Reichsbild der Stadt, am augenfälligsten treten sie uns auf dem Burgplatze entgegen.

Die Burg Dankwarderode selbst ist allerdings nur eine stillvolle Restauration, die erst in jüngster Zeit unter der Regide des Prinz-Regenten Albrecht vollendet wurde. Aus einer Anzahl von An-, Ein- und Vorbauten im Renaissance-, Barock- und Josephstil wurden zunächst die spärlichen Reste des Saalbauwerks Heinrichs des Löwen herausgeholt, eine Arkade aus massiven Pfeilern mit romanischen Schäften, Reste von dreitheiligen Fenstergruppen mit schönen Säulen aus Kalksinter und zwei große rundbogige Fensteröffnungen. Das Ganze wurde dann im Stile der Zeit mit seinen engen Nischen und der zweigeschossigen, durch einen Thurm ausgezeichneten Burgkapelle ergänzt. Der verdeckte Gang über den Arkaden bildet die Verbindung mit dem Dom, auf den wir bei Besprechung der kirchlichen Bauten Braunschweigs zurückkommen.

Vor der Burg erhebt sich das uralte Wahrzeichen der Stadt, der eiserne Löwe. Daß er von dem großen Welfenherzog errichtet worden, unterliegt keinem Zweifel, über Ursprung und Bestimmung dieses merkwürdigen Denkmals gehen die Meinungen weit aus einander. Betrachtete man das Wappentier früher als ein Beutestück aus dem Orient, so beweist eine genauere Untersuchung seiner streng stilisirten Formen, daß wir es höchst wahrscheinlich mit einem Erzeugniß niederländischer Kunstfleißes aus einer Zeit zu thun haben, die uns nur wenige Denkmale hinterlassen hat. Die romantisch beeinflussten Formen lassen den Glauben an einen orientalischen Ursprung verzeihlich erscheinen. Daß sich die Legenden-Bildung dieses geheimnißvollen Wahrzeichens bemächtigte, ist natürlich, wie sich denn noch heute das Volk seine Ueberzeugung nicht rauben läßt, der große Welfe habe hier seinen, aus der Sage bekannten, treuen Löwen ein Erinnerungsmal setzen wollen. Nach den mittelalterlichen Geschichtsschreibern sollte der Löwe den Feinden des Herzogs ein Zeichen sein, daß er seinen Beinamen nicht umsonst führe. Solche ebernen Pronunciamento's liegen ja doch so wenig im Geiste der Zeit, daß wir uns schon eine nüchternere Erklärung suchen müssen. Wahrscheinlich bedeutete dieser Laubenstein, wie ihn der Chronist Botho nennt, für Braunschweig daselbe, was die Holands-Säule für andere Städte war. Er bezeichnete den „Königsbann“, d. h. die Stätte der obersten Gerichtsbarkeit des Landesherrn. Spätere Fürsten sahen den Löwen weniger ernst genommen zu haben, sie beschäftigten sich damit, von den Fenstern der Burg aus kleine Münzen in seinen Rachen zu werfen; was daneben fiel, gehörte dem armen Volk. Die verschiedenen Zeitalter aber überdauerte die Liebe der Braunschweiger zu dem uralten Wahrzeichen ihrer Stadt, und als die Franzosen im Jahre 1807 den eiserne Löwen mit vielen anderen Kunstschätzen nach Paris entführen wollten, wäre es beinahe zu einem Volksaufstande gekommen. Napoleon der Erste begnügte sich mit der Erklärung, das Haus Braunschweig habe aufgehört zu regieren, gönnte den Braunschweigern ihren Löwen und machte die Stadt zum Hauptort des zum Königreiche Westphalen gehörigen Oder-Departements.

Die Kunst der Welfenherzöge hatte Braunschweig zu einer Macht verholfen, die den Selbstständigkeitstrieb der Bürger weckte. Die Zeit bis zur Einführung der Reformation ist mit Kämpfen um die Unabhängigkeit der Stadt erfüllt. Im Jahre 1247 wurde Braunschweig von Lübeck und Hamburg zum Eintritt in den Hanja-Bund aufgefordert. Die günstigen Folgen dieses Bündnisses zeigten sich bald. In kurzem nahm Braunschweig als Stapelort für den Transit-Handel aus dem Süden einen der ersten Plätze ein und wurde Hauptstadt des sogenannten dritten, oder sächsischen Quartiers der Hanja.

Die monumentalen Wahrzeichen dieser Blüthezeit finden sich auf dem Altmarkt. In der Mitte des Platzes erhebt sich eines der merkwürdigsten Denkmale des Mittelalters, der Stadtbrunnen, etwa um 1408 errichtet. Er besteht aus einem massiven, mit Sockel und krönenden Gliedern versehenen Pfeiler, der die untere Schale trägt, und einer aus dieser Schale emporstrebenden Säule, welche die beiden oberen Becken stützt. Die Spitze endete ursprünglich mit einer sogenannten Laterne. Alle drei Becken nebst ihren Gliederungen und Ornamenten, sowie der Kuffag, sind aus Blei gegossen und angemietet. Das Merkwürdigste sind die zwei Reihen Inschriften und die Rosetten der beiden unteren Becken. Jeder einzelne Buchstabe war aus Blei angefertigt und mit den Rosetten auf einer Bleileiste befestigt, die dann um das Becken geschlagen und durch Stifte gehalten wurde. Man konnte also schon dreißig Jahre vor der Erfindung der Buchdruckerkunst bleierne, bewegliche Lettern. Um das untere und größte Becken schlingt sich ein Band von zwanzig Einzelbildern, die durch vier Löwenköpfe getheilt sind. In der Mitte der Abtheilungen befindet sich jedesmal ein Fürst, auf einem Throne sitzend, mit einer Krone geschmückt: David, Karl, Artur, Alexander, während die übrigen Bildnisse Propheten und Heilige darstellen. Jede Figur trägt ein Spruchband in der Hand, das jetzt unleserliche lateinische Inschriften in gothischer Schrift aufweist. Ein besonderes Interesse knüpft sich an die Bibel sprache über diesen Bildern. Sie sind in deutscher Sprache abgefaßt zu einer Zeit, wo es noch keine Uebersetzung der Heiligen Schrift gab. Der Meister des Brunnens legt hier Redenshaft ab von seinem Werke und stellt es in Gottes Schutz:

Des waters invlot
de stat in godes vrolich dot.
Des Wassers Einfluß
steht in Gottes mächt'gem Schut. (Psalm Davids 18 v. 16.)

Sunt hobbe ik so maket gar
an werden nicht mer unvrochbar.
Niesend hab' ich sie gemacht
Und sie werden nicht versiegen. (2. Buch der Könige, Cap. 3 v. 17.)

Alle water in det mer gan.
Alle Wasser in das Meer fliehen. (Prediger Salomons 1 v. 7.)

Wom dorste, de kome heran.
Wen dürstet, der kome. (Jesajas, Cap. 22 v. 17.)

He sloch de waters un en two sind so ghedoleit.
Er schlug das Wasser und es theilte sich. (2. Buch Moses, Cap. 17 v. 16.)

Her wante in dossen dach.
Von außen kam es herein diesen Tag.



Braunschweig. Portal am Rathhause. Von O. Gänther-Raumburg. — Siehe Seite 111.

Die zwanzig Wappen des zweiten Beckens nebst den darüber befindlichen Namen dürfte der Künstler theils in Beziehung auf die alte Geschichte, mit Hinweisung auf die Länder des damaligen römischen Reiches, theils willkürlich angebracht haben. Der Doppel-Adler erscheint zuerst, ihm folgt das Erzbisthum Mainz, das Königreich Böhmen, das Erzbisthum Köln, das Churfürstenthum Sachsen und Bayern, das Erzbisthum Trier und Churfürstenthum Brandenburg. Das Wappen der Stadt Braunschweig mit dem Löwen beginnt den zweiten Streifen, und ihm reihen sich in buntem Wechsel Kaiser, Könige und Feldherren des Alterthums an: Seltor, Alexander der Große, Josias, König von Babylon, David, Judas der Makkabäer, Josua, Karl der Große, Artus. Den Beschluß macht Gottfried von Bouillon. Das dritte Becken des Brunnens ist mit einem Kranze schlangenförmigen Laubwerkes geschmückt und trägt in einer gothisch durchbrochenen Laterne eine kleinere Schale, aus welcher das Wasser ursprünglich durch vier, daran in die Höhe tretende, eichensartige Thiere gespieen wurde. Die Kuppel des Brunnens zierte noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Muttergottes-Bild, während an der Spitze der Laterne eine Fahne mit dem Stadtlöwen angebracht war.

Als Hintergrund dient diesem zierlichen Werke frühdeutscher Metall-Technik das entzückende steinerne Spitzengewölbe der Rathaus-Arkaden. Von 1250 bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut, weist sein Grundriß die ungewöhnliche Form eines Nichtsichts auf. Es wird durch zwei Flügel von je über sechzig Fuß Länge gebildet, die ihre Sichel der Martini-Kirche und der Breitenstraße zuehren. Den Frontseiten sind je vier im Spitzbogen-Stil erbaute Arkaden vorgelegt, und auf diesen erheben sich ebenso viele Lauben, welche einen offenen Gang bilden. Die Pfeiler dieses Vorbaues laufen in zierlich durchbrochene Spitzbögen aus, deren Maßwerk von Rundbogen unterspannt ist. An die neun Pfeiler der Bogen-Lauben lehnen sich je zwei Nischen mit den steinernen Bildsäulen der fürstlichen Ahnherren des welfischen Hauses. Der Stil dieser Statuen gehört dem fünfzehnten Jahrhundert an. In der der Breitenstraße zugekehrten Sichelfront befindet sich, außer dem in einer Nische aufgestellten Muttergottes-Bilde, ein weißes Wappen mit den beiden Leoparden im unteren und dem aufgerichteten Löwen im oberen Felde.

Im Inneren des Rathhauses ist besonders die große Dornie, der eigentliche Rathssaal, bemerkenswerth. Die eichenen Balken der Decke sind mit reizender Schnitzarbeit im gothischen Stile geziert. In dem anderen Flügel liegt die Schottel-Dornie, das Schatzzimmer, und die Fackelabends-Dornie, der Tanzsaal.

In das Gebäude knüpft sich ein gutes Stück der mittelalterlichen Geschichte der Stadt. Nach der Unterwerfung derselben unter die Herzöge ward es seiner alten Bestimmung entzogen, da der neuorganisirte Rath seine Sitzungen im Neustadt-Rathhause abhielt. Seine Räume wurden zu Kaufstellen für die Wehrenden eingerichtet. Erst in neuerer Zeit hat man seine schönen Hallen diesem unwürdigen Zweck entzogen und eine verständnisvolle Restauration vorgenommen, die im Jahre 1852 vollendet wurde.

Um dieses anmuthige Denkmal zierlichster Gothik herum treibt dann die Stillmischung ihren seltsam phantastischen Spuk! So erhebt sich in seiner nächsten Nähe eines der üppigsten Barock-Portale. Vier Hermen tragen einen Fries, auf dessen Vorsprung zwei aufrechtstehende Löwen ihren Vorderleib durch Cartouchen-Ausschnitte stecken. Den Abschluß des Ganzen bilden zu beiden Seiten zwei lanzentragende Krieger. Renaissance- und Barock-Stil überwiegen die ältere Gothik und geben der Privat-Architektur Braunschweigs einen eigenartigen Charakter, mit dem wir uns in einem weiteren Artikel beschäftigen werden.

Rachdruck verboten.

Arabischer Liebeszauber.

(Siehe das Bild auf Seite 109.)

In dem verschlossenen Hofe ihres Hauses stand die schöne Him, an den kalten Baum gelehnt, und sann. Ob es wohl helfen werde? Auf das Zauberblümchen hier setzte sie ihre letzte Hoffnung. Wenn dies nicht half, dann mochte Allah selbst die Verantwortung für das Unheil, was geschehen konnte, auf sich nehmen!

Ja, Him war schön. O, das wußte sie! Wer besah ein dunkleres Auge, wer blauschwärzeres Haar, als sie? Wer vermochte sich an Geschmeidigkeit und herrlicher Form der Glieder mit ihr zu messen? Und doch! Ennomän den-el-Rondir, ihr junger Gatte, den der letzte Raubzug nach El-Haja so bereichert hatte, wollte nun ein zweites Weib nehmen. Sie, die Sultanin seines Herzens, hand in Gefahr, auf die Stufe einer elenden Sclavin hinabzusinken. Das ging nimmer an!

War der schlaue Stubi, dem Ennomäns Goldstücke schon lieblichen und verheißungsvollen Chrenschmaus bereitet gehabt, der hatte die von Him heimlich angelegene Vermittlung abgelehnt; Him hatte sich selbst helfen müssen.

In ihrem brütenden Haupte war dann, wie durch höhere Eingebung, die Erinnerung an eine geheimnißvolle Sage aus ihrer Kinderzeit aufgetaucht, von einer weißen Blume, die im schroffsten Gebirge wuchs. Wer diese Blume früh gebrochen in der Hand trug, der besaß die Macht, von einem anderen Menschen, ein einziges Mal allerdings nur, zu erlangen, was er wollte. Der Andere mußte willfährig sein, der Zauber der Blume zwang ihn dazu.

So hatte die schöne Him, da sie selbst das Haus nicht verlassen durfte, die alte, treue Dienerin Duma auf die mühselige Suche nach der Blume geschickt. Und Duma war mit des Propheten göttigem Beistand so glücklich gewesen, wirklich mehrere der seltenen Pflanzen zu finden. — Und nun wartete Him heute Abend klopfenden Herzens, mit den Blumen in der Hand, auf die Heimkehr des seit Tagen abwesenden Ennomän, und je länger sie warten mußte, desto bellommener ward ihr, trotz der Blumen, die schon ein klein wenig zu welken begannen.

Doch da hallte ein wohlbelannter, fester Schritt auf dem Rosalt-Pflaster vor dem Hause.

Him raffte sich aus ihrer halben Vethargie auf; ihr ganzes Wesen ging plötzlich in die größte Erregung über, und indem sie die weißen Zauberblumen hoch über das schwarze Lockenhaupt emporhielt, eilte sie, ihre weißen Zähne mit verführerischem Lächeln zeigend, blickenden Auges dem Geliebten entgegen.

Und Ennomän ward so betroffen von der sieghaften Schönheit seines, durch den Purpur der sinkenden Sonne wunderbar beleuchteten, jungen Weibes, daß er es voll gläubender Hätlichkeit in die Arme schloß, liebe-entrammt wie am Vermählungs-Tage.

„Wein Propheten, solch' eine Gazele von einem Weibe hatte er durch ein anderes verdrängen lassen wollen? Wie blind, wie thöricht war er, Ennomän doch gewesen!“

Und Him, sich seinen Lieblosungen schlau entziehend, flüsterte:

„O Eins, Eins versprich mir, Ennomän. Wenn ich fortan so froh bleiben soll, wie mich jetzt Deine langersehnte Heimkehr macht, dann lasse mich Dein einziges Weib sein Ennomän, für alle Zeit; nimm nie, niemals ein zweites!“

Him! Ennomän fragte doch ein wenig. Niemals? Das war immerhin ein bedenkliches Ding.

„Allein Him schwante ihre Blumen, und ihre Augen brannten in die seinigen, während der weiche, linke Arm ihn fester umschlang.“

„Nun wohl, Him. Ich verspreche es!“

„Schwöre es bei Allah, Ennomän, welcher den Gläubigen segnet, der sich an einem Weibe genügen läßt!“

„Bei Allah, ich schwöre es!“

Da jauchzte Him auf und bedeckte abwechselnd die Lippen des Geliebten und die weißen Kelchblätter der Zauberblumen mit ihren Küffen.



H. Z., Agram. — Der interessante Proceß zwischen den Erben der 1888 verstorbenen Fürstin Palffy ist vorläufig vom Gräner Landgericht dahin entschieden worden, daß bezüglich der auf 14 Millionen Gulden an Werth geschätzten mährischen Herrschaft Jaromovitz Incessionsberechtigt sind: Graf Rudolf Wehna, dessen Sohn Rudolf Graf Wehna (Gemahl der Prinzessin Elvira von Bayern), Graf Anton Wittrowitz, Fürst Franz Eugen Lobkowitz, Gräfin Theresie Kinsky, Fürstin Pauline von Metternich und Graf Moriz Palffy. Ausgeschlossen wurden der ehemalige Reichshofrath Graf Alois Karoly, dessen Sohn Graf Ludwig Karoly und Graf Karl Gaudopp.